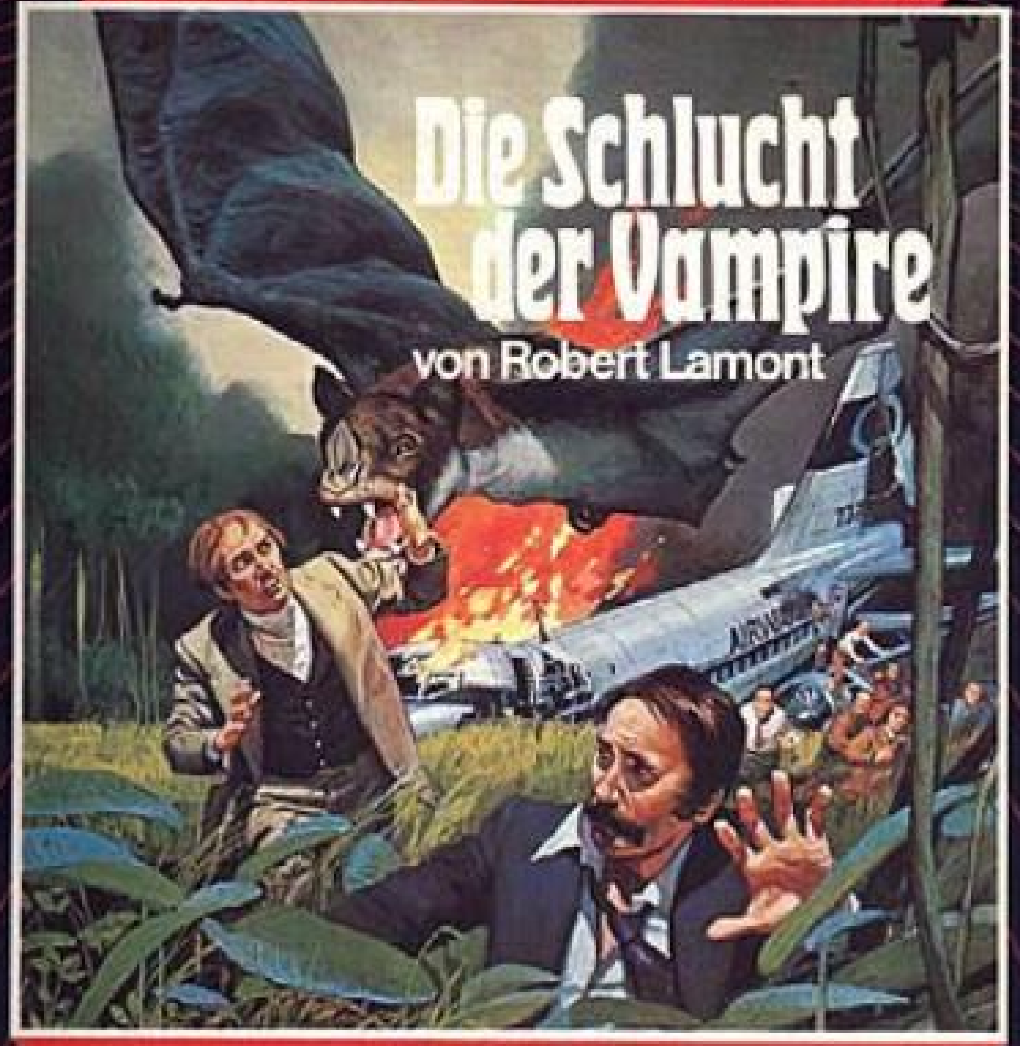
1,20 DM / Band 54

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Fr 1,50



Die Schlucht der Vampire

Professor Zamorra Nr. 54

von A.F. Morland

erschienen am 13.07.1976

Die Schlucht der Vampire

Schaurig zitterte das klagende Geheul der Hyäne durch die dunkle Schlucht. Ein sattgelber Vollmond hing am tintigen Nachthimmel. Aus der Schwärze der Höhle trat ein großer, schlanker Mann in das silbrige Licht des Mondes. Sein Gesicht war leichenblaß. Und sein Körper warf keinen Schatten.

Hoch aufgerichtet stand der Unheimliche vor der Höhle. Er hob den markanten Kopf und blickte zu den Sternen. Ein böses Feuer loderte in seinen kalten Augen. Sein schmallippiger Mund hatte einen erschreckend grausamen Ausdruck.

Jetzt verzerrte sich sein bleiches Gesicht zu einem dämonischen Lächeln. Lange, nadelspitz zulaufende Zähne wurden sichtbar.

Der Vampir atmete heftig. Seine unbändige Gier nach Lebenssaft erwachte in ihm.

»Ich werde es bekommen!« knurrte er wie ein gefährliches Tier.

»Sehr bald schon! Und sehr viel!«

Das Flughafengebäude von Orly hatte Tausende von Lichterkronen aufgesetzt. Auf der Startbahn brüllten die Düsen einer Linienmaschine. Das Flugzeug raste über die Piste, hob dann steil ab und bohrte sich wie ein riesiger Stahlpfeil in den rabenschwarzen Himmel. Im Flughafengebäude herrschte das übliche Gedränge. Mittendrin standen Professor Zamorra und seine attraktive Assistentin Nicole Duval. Zamorras Gepäck wurde soeben zur Air-France-Maschine gebracht. Zwei düstere Gesellen schoben sich an Nicole vorbei.

»Gott, Chef, sehen die beiden nicht wie waschechte Terroristen aus?«

Zamorra schmunzelte. »Gibt es denn eine bestimmte Vorstellung, wie Terroristen auszusehen haben?«

»Für mich ja.«

»In dem Fall hätte es die Flughafenpolizei ungemein leicht, die richtigen Leute rechtzeitig aus der Passagierflut herauszupicken.«

»Sieh dir doch die beiden mal völlig unvoreingenommen an.«

Zamorra wandte sich um und tat Nicole den Gefallen. Die beiden Kerle sahen in der Tat nicht gerade vertrauenerweckend aus. Aber sie deshalb gleich als Terroristen einzustufen, war doch etwas zu gewagt.

»Und sie fliegen auch noch mit dir!« seufzte Nicole erschrocken, als die Männer, die ihre Zustimmung nicht gefunden hatten, dorthin gingen, wo sich die Passagiere versammelt hatten, die – genau wie Professor Zamorra – nach Johannesburg fliegen wollten. »Hoffentlich kommst du trotzdem gut in Johannesburg an.«

»Bis jetzt habe ich eigentlich sicher damit gerechnet«, lächelte Zamorra.

»Schon gut. Mach dich nur über mich lustig«, zischte Nicole beleidigt. »Da macht man sich Sorgen… Und wie wird es einem gedankt? Man wird verspottet.«

»Aber nicht doch, Nicole. Wir wollen uns im Guten trennen.«

»Ich hatte von Anfang an diese Absicht, Chef. Aber du scheinst da nicht so recht mitspielen zu wollen.«

»Okay. Ich hisse die weiße Fahne. Zufrieden?«

»Na schön.«

Zamorra bedauerte, Nicole auf diese Reise nicht mitnehmen zu können. Er hatte einen mehrere Seiten langen Brief von James Craig aus Südafrika bekommen. Craig war Gastdozent an der Universität in Johannesburg. Sein Spezialgebiet: Parapsychologie. Er war genau wie Professor Zamorra eine beachtenswerte Kapazität auf diesem Gebiet. Aber der schrullige Craig hatte so seine Macken. Vor allem hatte er etwas gegen Frauen und Mädchen. Je hübscher sie waren, desto weniger konnte er sie leiden. Als nun dieser hervorragende Wissenschaftler die briefliche Einladung an Zamorra ergehen ließ, er möge doch zu ihm nach Johannesburg kommen und für ein paar Tage sein Gast sein, wußte Zamorra, daß er diese Reise ohne Nicole Duval

machen mußte. Es wäre ein schwerer Affront gegen Craig gewesen, mit Nicole angereist zu kommen, wo doch alle Welt um die Macke des ansonsten sehr patenten Wissenschaftlers wußte und auch darauf Rücksicht nahm. Es sollte ein fruchtbringender Austausch von Erfahrungen zwischen den beiden Männern werden.

Harte Arbeit. Bestimmt auch heftige Diskussionen, die sich um ein Thema entflammen würden, über das man sich nicht einig war. Zamorra hätte kaum Zeit für Nicole gehabt. So besehen war es vernünftiger, sie gleich zu Hause – beziehungsweise in Paris – zu lassen.

Nicole machte es durchaus nichts aus, einmal eine Reise nicht mitmachen zu dürfen. Eines der letzten Abenteuer, das sie in Amerika hinter sich gebracht hatten, steckte ihr jetzt noch wie Blei in den Gliedern. Zamorra hatte einen gefährlichen Hexer namens Carl Lyman auszuschalten gehabt. Dazu war es nötig gewesen, daß sich der Professor für ein paar Tage in ein Zuchthaus begab. Unheimliche Dinge hatten sich bis zur endgültigen Vernichtung des Hexers abgespielt. Nicole war froh, mal ausspannen zu dürfen. Es gibt keinen anstrengenderen Job, als Jagd auf Geister und Dämonen zu machen.

Der Flug nach Johannesburg wurde aufgerufen.

Professor Zamorra nahm Nicole mit beiden Händen bei der Taille.

»Amüsier dich gut in Paris«, sagte er lächelnd.

Nicole lachte. »Laß den Frauenfeind herzlich von mir grüßen.«

»Soll ich ihn damit beleidigen?«

»Dann richte ihm einen schönen Gruß von Nicolas Duval aus. Dagegen wird er vermutlich nichts haben.«

Zamorras Blick verstieg sich in das üppige Dekolleté seiner Assistentin.

»Ich kann nicht begreifen, wie man etwas gegen Mädchen haben kann.«

»Bestimmt hält Craig dich nicht für normal.«

»Seine Sache.«

»Wie lange wirst du in Johannesburg bleiben, Chef?«

»Voraussichtlich eine Woche. Vielleicht auch nur fünf Tage. Das kommt auf Craig an. Auf keinen Fall bleibe ich länger als sieben Tage.«

Nicole klimperte belustigt mit den Wimpern. »Sieben Tage halte ich ohne dich gerade noch aus.«

»Was wirst du unternehmen?«

»Erst mal ziehe ich zu meiner Freundin Senta Onegin. Und dann werden wir beide so nacheinander alle Warenhäuser von Paris leerkaufen.«

»Sag bloß noch mal, ich bezahle dir zuwenig Gehalt.«

»Davon kann man nie genug haben!«

Der letzte Aufruf für die Passagiere nach Johannesburg kam durch die Lautsprecher.

»Du mußt dich sputen«, sagte Nicole. »Sonst startet die Maschine ohne dich.«

»Ich werde dich vermissen, Nicole.«

»Ich dich auch.«

Zamorra küßte seine Assistentin auf die Stirn. Sie bot ihm den vollen Mund. Er küßte ihre Nasenspitze. Sie dachte: Vielleicht ist es besser so.

»Ich wünsche dir einen guten Flug«, sagte sie heiser. Zamorra löste sich von ihr. Sie winkte ihm nach. Er wurde vom Menschenstrudel erfaßt und aus dem Flughafengebäude gespült. Nicole stellte sich auf die Zehenspitzen. Sie winkte noch, als sie Zamorra längst aus den Augen verloren hatte. »Komm wieder gut heim!« sagte sie leise. Dann machte sie auf den hohen Hacken kehrt und lief auf den Ausgang zu.

***

Da es kein Direktflug war, landete die Maschine zwischendurch in Marokko. Ein kräftiger Mann, etwa vierzig Jahre alt, dunkles Haar und eine weit nach vorn gewölbte Stirn, saß neben dem Professor.

»Maurice Massenet«, hatte er sich bald nach dem Start vorgestellt.

Zamorra hatte seinen Namen ebenfalls genannt.

»Wohin geht die Reise?«

»Nach Johannesburg.«

»Geschäftlich?«

»Privat. Ein Kollege hat mich eingeladen.«

»Darf man Ihren Beruf erfahren?«

»Ich bin Professor der Parapsychologie.«

Massenet riß erstaunt die Augen auf. »Interessant. Äußerst interessant. Sie beschäftigen sich mit Telepathie, mit außersinnlichen Wahrnehmungen, mit Hellseherei und dergleichen mehr, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

»Ein aufregender Beruf.«

»Ab und zu – ja.«

»Ich bin Missionar. Ebenfalls nach Johannesburg unterwegs. Man hat mir angeboten, in Südafrika eine Buschgemeinde zu betreuen. Ich habe selbstverständlich sofort mit beiden Händen zugegriffen. Eine solche Aufgabe bietet sich nämlich nicht jeden Tag.«

»Ist es tatsächlich eine so schöne Aufgabe, in der Wildnis unter den primitivsten Bedingungen zu leben?« fragte Zamorra zweifelnd.

Massenets Augen leuchteten. »Dazu muß man selbstverständlich geboren sein. Das ist nicht jedermanns Sache, das gebe ich gern zu, Professor. Ich entstamme ärmlichen Verhältnissen. Meine Eltern waren einfache Bauern in der Normandie. Ich bin ein hartes Leben gewöhnt.

Und ich kenne Afrika so gut wie Sie Ihre Westentasche. Alle Länder habe ich schon bereist. Namibia, Botswana, Rhodesien, Mocambique… Ich kenne jeden Landstrich. Wenn ich nun nach Südafrika in den Busch gehe, ist es fast so, als kehrte ich in meine wahre Heimat zurück.«

Als sie Marokko hinter sich gelassen hatten, meinte Massenet, daß ihn in Südafrika endlich die ersehnte Lebensaufgabe erwarte.

»Jeder Mensch muß seinem Leben einen Sinn geben«, sagte er.

»Damit er am Ende behaupten kann: Es hat sich gelohnt, daß Gott mich in diese Welt gesetzt hat.«

Massenet redete wie aufgezogen. Zamorra verlor bald das Interesse an der Unterhaltung. Der Missionar kam vom Hundertsten ins Tausendste. Es war nicht nötig, daß Zamorra ihm Antwort gab. Es genügte, wenn der Professor den Schein wahrte, als würde er aufmerksam zuhören. So bestritt Massenet ganz allein die Unterhaltung, ohne in absehbarer Zeit müde zu werden. Zamorra versuchte indessen die Köpfe der Passagiere zu zählen. Er kam auf etwa hundertzwanzig. Seinen und den des Missionars mit eingerechnet.

»Waren Sie schon mal in Johannesburg, Professor Zamorra?«

»Einmal. Aber das liegt schon einige Zeit zurück.«

»Sie werden staunen, was sich dort alles verändert hat…« Und wieder wußte Maurice Massenet ganze Bücher zu erzählen.

Unter ihnen lag die endlose Weite der Sahara. Zamorra lehnte sich zurück und versuchte die Augen zu schließen, doch da rüttelte ihn Massenet, um weiter auf ihn einzuschwatzen.

Als sich die Maschine über dem Tschad befand, fielen dem Professor die beiden Männer ein, von denen Nicole behauptet hatte, sie sehen aus wie Terroristen. Die beiden saßen ganz vorn in der ersten Reihe. Eine Stewardeß stelzte an ihnen vorbei. Das Mädchen war ausnehmend gut gewachsen. Die Air-France-Uniform paßte ihr wie angegossen. Sie hatte lange, schlanke Beine, schwellende Schenkel und eine aufregende Wespentaille. Ihr rotes Haar war kurz und stand etwas stachelig von ihrem Kopf ab. Hoch angesetzte Wangenknochen, meergrüne schräggestellte Augen, ein voller, sinnlicher Mund vervollkommneten die begehrenswerte Erscheinung. Endlich hörte Massenet auf zu reden. Das war für Zamorra eine wahre Wohltat. Er nützte die günstige Gelegenheit sofort, um für eine Weile die Augen zu schließen.

Deshalb sah er nicht, was weiter vorn passierte. Jene Männer, die Nicoles Mißfallen erregt hatten, erhoben sich nacheinander. Sie schauten sich kurz um. Dann angelten sie Pistolen aus ihrer weiten Kleidung und eilten damit auf die Pilotenkanzel zu.

Es gelang ihnen spielend, in die Pilotenkabine einzudringen. Der

Kopilot zuckte bestürzt herum. Die Männer flogen auf ihn zu. Der eine riß ihm Kopfhörer und Mikrophon vom Schädel. Der andere preßte ihm seine Luger hinter das Ohr und zischte dem Flugkapitän zu: »Laß dir keine Dummheiten einfallen, Freundchen, sonst ist dein Kopilot im Eimer!«

»Was soll das?« krächzte der Pilot verdattert.

»Schon mal was von Flynapping gehört?«

»Großer Gott…«

»Laß den Himmelvater aus dem Spiel, Kamerad. Du änderst jetzt sogleich den Kurs! Und zwar haargenau so, wie wir es haben wollen!«

***

Zamorra räkelte sich und dehnte die Muskeln. Dann linste er mit einem Auge auf seine Armbanduhr. Und mit dem zweiten Auge schaute er aus dem Fenster.

»Ist das immer noch der Tschad?« fragte er erstaunt. »Sollten wir nicht schon längst Zaire unter uns haben?«

»Das ist Zaire«, sagte Massenet.

»Ach wirklich?«

»Schon vergessen, daß ich Afrika so gut kenne wie Sie Ihre Westentasche, Professor?«

»Okay. Dann ist das eben Zaire.« Zamorra machte den Hals lang.

»Wen suchen Sie?« wollte der Missionar wissen.

Zamorra schnalzte mit der Zunge. »Mein Gaumen ist staubtrocken. Ich hätte gern was zu trinken. Aber ich kann keine von den bildschönen Stewardessen entdecken.«

Maurice Massenet fingerte in sein Jackett und zog einen metallenen Flachmann heraus. Grinsend schraubte er den Verschluß ab.

»Wie Sie sehen, bin ich bestens ausgerüstet. Und unabhängig von der Laune der Stewardessen. Wenn ich Ihnen einen Schluck anbieten darf…«

»O nein. Ich will Sie nicht berauben.«

»Sie würden mir eine große Freude machen, Professor.«

»Also gut. Wenn Sie unbedingt drauf bestehen.« Zamorra nahm den Schraubverschluß, der zugleich Trinkbecher war, dankend in Empfang. Dann trank auch Massenet. Hinterher verschwand die Flasche wieder im Jackett des Missionars.

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte Massenet sofort.

»Ich bin sehr häufig mit dem Flugzeug unterwegs, aber es ist noch niemals vorgekommen, daß sich die Stewardessen so lange nicht blicken ließen.«

»Sind Stewardessen nicht auch Menschen, Professor Zamorra?«

»Natürlich sind sie das.«

»Na eben. Und wenn sie sich mal zu einem kleinen Schwätzchen zusammentun – ist dagegen etwas einzuwenden?«

»Absolut nicht.«

»Na sehen Sie. Und das wird vermutlich der Grund sein, weshalb sich keines der Mädchen blicken läßt.«

Eine Weile ließ Zamorra diesen Einwand gelten. Doch dann begannen in seinem Innern Zweifel zu keimen. Zum zweitenmal fiel ihm ein, daß Nicole zwei Passagiere auf Anhieb für Terroristen gehalten hatte. In einer Zeit, in der Flynapping an der Tagesordnung steht, ist es nicht angeraten, sich dem Flugpersonal vertrauensselig auszuliefern. Es kann mit Waffengewalt zu Dingen gezwungen werden, die weitab von den Interessen der Fluggesellschaft liegen.

Mit einem Mal stutzte Zamorra. Die beiden verdächtigen Männer waren nicht auf ihrem Platz. War das immer noch kein Grund, sich zu beunruhigen?

***

Harry Crosby und Tammany Fields hießen die beiden Flynapper.

Zwei gefährliche Luftpiraten, die bereits mehrere Terroranschläge auf internationale Flughäfen hinter sich hatten. Sie taten dies nicht aus politischen Motiven, sondern für Geld. Wer sie bezahlte, dem gehorchten sie.

Über Bordtelefon war es ihnen gelungen, die drei Stewardessen in eine Falle zu locken. Die Mädchen lagen gefesselt und geknebelt auf dem Boden.

»Wie hoch fliegen wir?« fragte Crosby scharf.

»Zwanzigtausend Fuß«, antwortete der Pilot.

»Runter auf zehntausend!« befahl Crosby.

»Mann, wollen Sie einen Zusammenstoß mit einer anderen Maschine herausfordern?«

»Ich sagte runter!« brüllte Crosby.

»Tu’s nicht!« rief der Kopilot erregt.

»Du hältst die Klappe!« fauchte Fields und schlug dem jungen Mann die Waffe ins Gesicht.

»Was habt ihr vor?« wollte der Pilot wissen. Auf seiner Stirn glänzten dicke Schweißperlen.

»Du wirst in einer Trockensavanne eine saubere Landung hinzaubern«, sagte Crosby.

»Sie sind wahnsinnig. Die Maschine wird entzweibrechen!«

»Das riskieren wir«, griente Crosby. »Ich hab’ keine Angst.«

»Eine solche Verantwortung kann ich nicht übernehmen!«

Harry Crosby wies mit dem Daumen mit einem bösen Lächeln auf seine Brust.

»Die Verantwortung übernehme ich, okay? Laß den Vogel endlich

absacken!«
Der Pilot gehorchte. Als der Höhenmesser auf 10.000 Fuß zeigte, befahl Crosby dem Kapitän, noch tiefer zu gehen.
»Mein Gott, wir haben hundertzwanzig Passagiere an Bord!« stöhnte der Pilot. »Es sind Frauen und alte Männer darunter. Haben Sie denn kein Herz im Leib? Warum tun Sie diesen Leuten das an?«
Crosby zog die Brauen gereizt zusammen. »Die Leute werden den Schock schon überleben!« blaffte er.
»Welcher Polit-Gruppe gehört ihr an?«
»Keiner!«
»Warum entführt ihr dann ein Flugzeug?«
»Weil uns jemand dazu den Auftrag erteilt hat«, antwortete Harry Crosby mit schmalen Augen.
Crosby grinste teuflisch. »Wenn du den Vogel seidenweich aufgesetzt hast, werden wir dich mit ihm bekannt machen. So. Und das ist das Ende der Fragestunde. Jetzt wird gearbeitet, Kamerad. Nimm die Flugzeugschnauze runter. Mein Freund und ich werden allmählich luftkrank!«
»Wer?« wollte der Pilot wissen.
Tammany Fields lachte schnarrend. Er war ein großer, muskulöser Kerl mit fleischigen Schultern, einer Geiernase und einem weit nach vorn ragenden Hammerkinn.
Für einen winzigen Augenblick war er unaufmerksam. Sofort dachte der Kopilot, er könne das Blatt wenden. Ein folgenschwerer Irrtum. Der junge Franzose federte hoch und kreiselte herum. Er wollte sich auf Fields stürzen, doch da krachte schon die Luger. Der Kopilot zuckte entsetzt zusammen. Er riß verstört die Augen auf.
Sein Mund klaffte auf. Er wollte schreien, doch kein Laut kam über seine bebenden Lippen.
»Jean!« schrie der Flugkapitän bestürzt. Doch sein Kopilot hörte ihn nicht mehr.
Unendlich langsam brachen seine Augen. Er starb im Stehen, krümmte sich halb tot zusammen und sackte dann neben dem Sitz zu Boden.
Nacktes Entsetzen packte den Kapitän. Es schüttelte ihn wie ein bösartiges Fieber. Tammany Fields Luger ruckte hoch und zielte auf seinen Kopf. Er nickte verstört. Seine Augen wurden aus den Höhlen getrieben. Heiser preßte er hervor: »Okay. Okay, ich tue alles, was ihr von mir verlangt. Nur… laßt mich leben!«

***

Mehr und mehr ergriff die Unruhe von Professor Zamorra Besitz.
Hier stimmte doch irgend etwas nicht. Die ausbleibenden Stewardessen! Die verschwundenen Kerle! Das alles behagte dem

Professor nicht. Er nagte eine Weile nachdenklich an der Unterlippe. Maurice Massenet hatte schon wieder gewaltig viel Gesprächsstoff gefunden, mit dem er ihn bombardierte. Gewiß, es war unhöflich, einfach wegzuhören, aber Zamorra hatte im Moment andere Sorgen als die Viehzucht in Zentralafrika.

Als letzte Frist räumte sich Zamorra selbst zehn Minuten ein. Er wartete voll prickelnder Ungeduld, bis sie um waren. Ihm fiel auf, daß die Maschine auf halbe Höhe gegangen war. Auch das war nicht normal. Acht Minuten waren bereits um. Massenet erzählte von Fruchtbarkeitsriten im Kongo.

Zamorra trommelte mit den Fingerspitzen auf seine Knie.

Die Sekunden flossen wie zähflüssiger Sirup dahin. Neun Minuten! Und dann gehörte endlich die zehnte Minute der Vergangenheit an. Immer noch herrschte derselbe Zustand: die Kerle abwesend, weit und breit keine Stewardeß zu sehen. Zamorra erhob sich.

Der Missionar schaute ihn mit großen Augen an. »Was haben Sie vor, Professor?«

»Da stimmt irgend etwas nicht.«

»Wer sagt das?«

»Das sagt mir mein Gefühl.«

»Was soll denn nicht stimmen?«

»Ich seh' mal nach dem rechten!« knurrte der Professor.

»Denken Sie, daß das Flugpersonal Schwierigkeiten hat, Professor?«

»Möglich. Ich seh' mal nach.«

»Ich komme mit!« keuchte Massenet und wollte sich ebenfalls erheben. Doch Zamorra legte ihm schwer seine Hand auf die Schulter und drückte ihn so in die weiche Polsterung.

»Sie bleiben besser sitzen, Monsieur Massenet.«

»Aber… ich will helfen!«

»Wenn Hilfe gebraucht wird, Monsieur, dann gewiß nicht die Hilfe eines Missionars.«

»Sie sagen das doch nicht etwa abwertend, Professor Zamorra. Ich kann meine Fäuste sehr gut gebrauchen. Es wäre nicht das erstemal, daß ich den Schädel eines Sünders weichgeklopft hätte.«

»Tun Sie mir trotzdem den Gefallen und bleiben Sie auf Ihrem Platz«, erwiderte Zamorra eindringlich. »Wir dürfen unter gar keinen Umständen eine Panik unter den Passagieren heraufbeschwö- ren.«

Der Missionar nickte ernst. »Da haben Sie allerdings recht, Professor. Das gäbe eine schreckliche Katastrophe.«

»Also dann. Ich verlasse mich auf Sie.«

»Das können Sie.«

Zamorra huschte davon. Kaum einer der Passagiere beachtete ihn.

Die meisten dösten entweder vor sich hin oder schliefen. Andere wieder lasen ein Buch. Eine Frau kritzelte im Kreuzworträtsel herum.

Eine andere strickte. Ein junges Pärchen schlief Hand in Hand, Kopf an Kopf.

Der Professor kam an der Service-Nische vorbei. Hier wurden die Drinks zubereitet, Kaffee gemacht und so weiter. Die Nische war verwaist. Auch hier hielt sich keine Stewardeß auf. Zamorra erreichte die Tür, die in die Pilotenkanzel führte. Sobald er sie aufmachte, reagierten die Flynapper. Harry Crosby federte auf ihn zu. Auch Tammany Fields kam angesprungen. Sie preßten Zamorra ihre Pistolen in den Bauch. Ihre Finger krallten sich in sein Jackett. Sie zerrten ihn in die Kabine und schlossen hinter ihm sofort wieder die Tür. Zamorra wischte die Pistolen zur Seite und pflanzte Fields seine Faust mitten ins Gesicht. Der Kerl jumpte nach hinten. Er knallte mit dem Rücken gegen die Wand. Sofort kaufte sich Zamorra den zweiten Luftpiraten. Crosby wollte ihm seine Pistole an die Schläfe donnern. Zamorra sah den Schlag jedoch rechtzeitig kommen. Er ging in die Hocke, schoß seine Rechte von unten ab, erwischte das Kinn des Flynappers, schickte die linke hinterher und traf damit sehr wirkungsvoll Crosbys Jochbein. Inzwischen aber hatte Tammany Fields wertvolle Sekunden für sich. Er sprang Zamorra mit einem wütenden Panthersatz an. Der Professor vermochte sich nicht schnell genug umzudrehen.

Es war ein trockener, kompromißloser Schlag.

Zamorra war mit einemmal wie gelähmt. Er kämpfte gegen die Ohnmacht an, die wie ein tödlicher Sturm auf ihn zuraste. Schon war sie da. Mit einer irren Gewalt riß sie ihn von den Beinen und schleuderte ihn neben dem toten Kopiloten zu Boden.

***

»Alles zur Landung vorbereiten!«

Der Pilot nickte verkrampft. Schweißüberströmt war sein bleiches Gesicht. In seinen Schläfen hämmerte eine panische Angst. Eine Landung in der Trockensavanne war eine 80:20 Sache. Aber die Luger, die auf seinen Hinterkopf wies, sagte ihm, daß er wesentlich weniger Chancen hatte, mit dem Leben davonzukommen, wenn er nicht gehorchte. Die Burschen hatten bewiesen, wie hart sie waren.

Sie hatten Jean erschossen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Gütiger Himmel! stöhnte der Kapitän im Geist. Steh mir bei.

Laß dieses Abenteuer glimpflich vorbeigehen. Laß die gefährliche Landung gelingen. Ich habe Marie-Jose zu Hause. Und den kleinen André. Mutter und Kind. Sie warten auf meine Heimkehr…

Crosby blickte Fields an. »Geh und schenk den Passagieren reinen Wein ein. Mach sie mit ihrer Situation bekannt. Sie sollen sich anschnallen. Wir werden demnächst ziemlich heftig über das Waschbrett der Savanne fegen.«

»Und wenn einer aufsässig ist?« fragte Tammany Fields.
Crosbys Augen wurden schmal.
»Dann weißt du, was du zu tun hast.«
Fields nickte. Er hob die Luger und machte ›Peng‹! Dann begab er sich zu den Passagieren. »Herhören!« brüllte er. Diejenigen, die geschlafen hatten, schreckten benommen hoch. »Alles aufgepaßt! Ich rede bloß einmal! Ihr habt das unwahrscheinliche Glück, mal bei einer Flugzeugentführung dabeizusein! Damit die Sache klanglos über die Bühne geht, schlage ich vor, daß jeder auf seinem Hintern sitzen bleibt. Sollte einer jedoch denken, zum Helden geboren zu sein, dann soll er mir das jetzt gleich bekanntgegeben. Dafür stanze ich ihm vor allen anderen eine schöne Medaille in die Stirn!«
»Was habt ihr mit uns vor!« rief der Missionar, ohne sich von seinem Sitz zu erheben.
»Wir fliegen nicht nach Johannesburg!« antwortete Fields.
»Sondern?«
»Wir haben andere Pläne mit euch, Kameraden!«
»Welcher Organisation gehört ihr an?«
»Keiner. Wir arbeiten für die eigene Tasche! Und nun schnallt ihr euch alle ganz artig an, verstanden?«
»Werden wir denn landen?« fragte Massenet bestürzt.
»Erraten, mein Freund. Wir gehen in dieser Trockensavanne runter.«
»Das ist doch nicht Ihr Ernst. Mit einem solchen Riesenflugzeug ist das doch nicht möglich!«
Fields ließ die Waffe auf und ab wippen. Er behielt alle Passagiere aufmerksam im Auge. Haß und Angst sprühte ihm aus aller Augen entgegen. Er kümmerte sich nicht darum.
»Der Pilot ist ein tüchtiger Mann. Er wird die Landung möglich machen.«
»Und wenn es zur Bruchlandung kommt?«
»Dann hattet ihr eben Pech! Anschnallen jetzt. Los! Los! Los!«
Ängstlich kamen die hundertzwanzig Passagiere der Aufforderung des Flynappers nach. Fields ließ sein wachsames Auge über die bleichen Gesichter huschen. Ein grausames Grinsen kerbte sich um seine Mundwinkel. Wie die Schafe! dachte er. Sie sind ängstlich wie Schafe, wenn es blitzt.
»Weshalb tut ihr das?« fragte ein Mann in der zweiten Reihe.
Fields schoß ihm einen Blick zu, der verletzend war wie eine Lanzenspitze.
»Keine weiteren Fragen mehr!« schrie er den Mann grimmig an.
»Jetzt gibt's nur noch eines für euch: Stillsitzen und Maul halten!« Er lachte schnarrend. »Ja, und vielleicht noch ein bißchen beten, daß der Pilot da vorn keinen Mist baut!«

***

Der Jet strich in geringer Höhe über einen langgezogenen Tropenwald. Es handelte sich um eine dicht verfilzte Urwaldzunge, die weit in die Savanne hineinreichte.

Links davon erhoben sich felsige Nasen. Rechts davon erstreckte sich die schier endlos scheinende Weite der Trockensavanne.

Der Pilot bebte am ganzen Leib.

Dicke Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn. Sein Hemd war zum Auswringen naß. Der Adamsapfel hüpfte nervös in seiner Kehle auf und ab. Mit sorgenvoll zusammengezogenen Brauen versuchte er einen Ausweg aus dieser ungeheuer gefährlichen Situation zu finden.

Seit diese Flugzeugentführungen Mode gemacht hatten, wurde das Flugpersonal aller Linien in Seminaren auf Verhaltensmaßnahmen im Ernstfall gedrillt.

Da gab es zuerst einmal die uralte Judo-Lehre: Nachgeben, um zu siegen. Sie konnte auch im Flugzeug angewendet werden. Man mußte den Flynappern so lange nachgeben, sie so lange in Sicherheit wiegen, bis sich die erste konkrete Chance bot, effektvoll zuschlagen zu können. Der Nachteil daran war jedoch, daß niemand genau sagen konnte, wann der beste Zeitpunkt zum Zuschlagen gekommen war. Die zweite Möglichkeit war, den Flynappern einfach ihren Willen zu lassen. Sich ganz in ihre verbrecherische Hand zu geben. Daraus mußte sich letztlich auch irgendeine rettende Situation für Mannschaft und Passagiere ergeben.

Aber war es hier wirklich ratsam, dem Mann mit der Pistole zu Willen zu sein?

Dieser Verrückte verlangte, der Pilot solle die schwere Maschine in der buckeligen Trockensavanne auf den Boden bringen. Die Chancen standen 80:20, daß es gutging. Dies hier war kein Gelände zum Landen. Aber wie brachte man das dem verdammten Gangster bei?

»Runter!« rief Harry Crosby mit gefletschten Zähnen. »Na, wird’s bald?«

»Zum letztenmal…«

»Zum letztenmal, Sie tun, was ich von Ihnen verlange, Mann!« brüllte Crosby. »Oder soll ich Sie genauso umlegen wie Ihren Kopiloten?«

»Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen?«

Crosby griente. »Aber ja weiß ich das. Denken Sie, ich hätte nicht alle Teller in der Kiste?«

Der Pilot war verzweifelt. Er hatte das Gefühl, in den sicheren Tod zu fliegen. Nur ein Wunder konnte sie jetzt noch retten. Aber wie oft gab es solche Wunder schon?

Besorgt blickte er auf den Höhenmesser. Unter dem Jet jagten Antilopen und Gazellenherden über die Savanne. Aufgescheucht vom lauten Brüllen der Düsen.

Ich mache es nicht! hallte es plötzlich im Inneren des Piloten. Ich

bringe nicht wissentlich hundertzwanzig Passagiere um. Das tu' ich einfach nicht. Niemand soll später sagen können, ich hätte nicht versucht, die Leute zu retten!

»Was ist?« schrie Crosby ungeduldig. »Wie lange soll ich noch auf die Bilderbuchlandung warten?«

Er kam einen Schritt näher. Der Pilot schielte aus den Augenwinkeln nach ihm.

Wenn ich ihn jetzt packe… Ich muß seine Hand erwischen …

Dann verfehlt mich die Kugel, falls er abdrückt…

Crosby schien die Absicht des Piloten zu spüren. Ehe der Mann am Steuerknüppel sich zur Ausführung seines Plans aufgerafft hatte, setzte Crosby ihm die Pistole an die Schläfe.

»Und jetzt schlägst du dir ein für allemal deine dämlichen Zicken aus dem Kopf, mein Junge!« fauchte der Flynapper abgrundtief böse. »Sollte ich noch mal merken, daß du mich hereinlegen willst, bist du dran.«

»Das… das würden Sie nicht tun!«

»O doch! Von nun an zuckst du nicht mal mehr mit der Wimper, klar?«

»Sie wären verloren, wenn Sie mich erschießen würden!« keuchte der Pilot.

»Darf ich dir mal was sagen? Es gibt Menschen, die hängen am Leben wie du. Und dann gibt es andere, denen macht es nichts aus, zu krepieren. Zu denen gehöre ich.«

»Sie müssen wahnsinnig sein.«

»Mach dir keine Gedanken um meinen Geisteszustand. Der steht hier überhaupt nicht zur Debatte.«

»Wir landen – jetzt!« Das war endgültig. Der Pilot mußte gehorchen. Mit bebenden Händen drückte er den Steuerknüppel nach vorn. Zitternd schloß er für den Bruchteil einer Sekunde die Augen.

Zwanzig Yard fehlten noch.

Jeden Stein konnte man nun schon sehen. Dröhnend flog die Air-France-Maschine über die weite Savanne. Der Pilot hatte bereits das Fahrwerk ausgeklappt. Die Landeklappen stemmten sich gegen den Fahrtwind. Die Düsen verringerten die Touren. Es ging unaufhaltsam abwärts.

Gott! O Gott! hämmerte es im Schädel des Piloten. Laß es gutgehen. Laß mich meine Familie wiedersehen. Laß mich überleben.

Ausladende Schirmakazien standen vereinzelt umher. Dazwischen ragten einige Affenbrotbäume auf. Irgendwo dazwischen versuchte der Pilot die Maschine auf den buckligen Boden zu bringen.

Schon hatte das Fahrwerk ersten Bodenkontakt. Die Frage war, ob es dieser enormen Belastungsprobe gewachsen sein würde. Der schwere Jet jumpte noch einmal kurz in die Luft. Dann setzte er zum

zweitenmal auf. Hinter sich eine dicke Staubfahne hochziehend, raste die Düsenmaschine durch die Savanne. Der Pilot arbeitete fieberhaft. Er schaltete die Düsen auf Umkehrschub. Die Tragflächen rasierten mehrere Schirmakazien ab wie die Sense den Halm. Dann ein Krachen. Ein dicker Affenbrotbaum knickte zur Seite. Plötzlich wurde das Flugzeug nach einem Knall furchtbar durchgerüttelt.

Der Pilot wußte, was geschehen war: das Fahrwerk war gebrochen. Der Jet sackte ein. Dem Piloten war es nicht mehr möglich, auf das Geschehen Einfluß zu nehmen.

Die Katastrophe blieb nicht aus.

Leichenblaß sah der Pilot sie auf sich zurasen. Es hatte keinen Sinn mehr, den Himmel anzurufen, er möge ihn davor bewahren. Nur eine Genugtuung hatte er: der Mann, der diesen Wahnsinn von ihm verlangt hatte, würde mit ihm in die Hölle rasen…

Krachend pflügte die Maschine den steinigen Savannenboden auf.

Kreischend schlitterte der Jet in Schräglage auf die Katastrophe zu.

Zwischen zwei hohen Schirmakazien ragte ein mächtiger Felsen hoch. Wie die Faust des Satans, der die Hand hier aus dem Boden streckte, sah der Felsen aus.

Genau darauf rumpelte der silbrige Vogel zu.

Und dann passierte es.

Der Aufprall kam. Es war ein ohrenbetäubender Knall. Die Faust des Satans gab nicht nach. Der Jet zerschellte an ihr mit lautem Getöse…

***

Hundert Tote.

Zwanzig Überlebende.

Zwölf Männer, acht Frauen.

Das war die schreckliche Bilanz dieses Verbrechens. Hoch schlugen die Flammen zum hellen Himmel empor. Rußkronen tanzten auf ihren glühenden Spitzen. Was sich aus eigener Kraft hatte retten können, war aus der geborstenen Maschine geflohen. Auch Professor Zamorra hatte zu jenen gehört, die trotz allem noch Glück im Unglück gehabt hatten. Er war kurz vor der Katastrophe zu sich gekommen. Der Knall hatte ihn aus der Lethargie gerissen. Kreischen, Schreien und Brüllen hatte ihn umfangen. Sterbende hatten geschrien. Schwerverletzte hatten gebrüllt. Eine schreckliche Panik war ausgebrochen. Zamorra hatte zu retten versucht, was zu retten war.

Das Flugzeug war sofort in Flammen aufgegangen. Trotzdem hatte der Professor noch eine Stewardeß und einen Mann namens Modest Jurinac – er war ein weltberühmter Komponist und Dirigent – aus den glühenden Trümmern geholt.

Auch Maurice Massenet hatte die Katastrophe überlebt. Von den zwanzig Leuten, die abseits der brennenden Maschine zitternd eng

beisammen standen hatte kaum einer einen Kratzer abbekommen.
Die Verletzten und Schwerverletzten waren in der Maschine geblieben. Ihre schaurigen Schreie jagten den geschockten Leuten eiskalte Schauer über den Rücken.
Zamorra wollte noch einmal zur Maschine zurückkehren, doch da hielten ihn Modest Jurinac und Tito Bianco – zwei Männer, die es gut mit ihm meinten – zurück. Sie schüttelten den Kopf. Bianco, ein wohlhabender Diamantenhändler sagte eindringlich: »Ihr Mut ehrt Sie und beschämt uns alle zutiefst. Aber diesen Leuten können Sie nicht mehr helfen.«
Zamorra riß sich los. »Ich will es zumindest versuchen!« keuchte er.
Zwei Schritte lief er auf die Maschine zu. Da wurde sie von einer irrsinnigen Explosion zerfetzt.
Und dann folgte eine Stille, die ihm das Herz zerreißen wollte.
Nun hatte Bianco recht. Den Menschen in der Maschine war nicht mehr zu helfen. Die gewaltige Explosion hatte ihnen mit einem einzigen grausamen Schlag das Ende gebracht.
In weitem Bogen flogen glühende Blechstücke durch die Luft. Die Druckwelle war so groß, daß zwei Frauen davon umgeworfen wurden. Zähneklappernd standen die Überlebenden beisammen.
Aber sie waren trotz allem nicht gerettet.
Von den beiden Flynappern hatte nur einer die Katastrophe überlebt: Tammany Fields. Harry Crosby war mit dem Piloten in derselben Sekunde ums Leben gekommen.
Fields hatte eine dicke, rot leuchtende Beule an der Stirn. Aber er war erschreckend klar im Kopf. Und er hatte noch seine Waffe in der Faust. Damit hielt er die überlebenden Passagiere mit zusammengekniffenen Augen und einem höhnischen Grinsen um die schmalen Lippen in Schach.
»Keiner bewegt sich ohne meine Erlaubnis, Leute!« schrie er den verstörten Menschen zu.
Die Stewardeß, die Professor Zamorra gerettet hatte, warf dem Parapsychologen einen flehenden Blick zu. Ihre Augen schienen sagen zu wollen: Unternehmen Sie etwas. Sie haben den meisten Mut von uns allen. Tun Sie etwas, damit wir diese ständige Bedrohung los werden.
Nun, Zamorra war gewiß kein Feigling. Aber er war kein Dummkopf. Gegen eine Pistole anzurennen erschien ihm als ein unverzeihlicher Wahnwitz. Damit konnte er den anderen nicht helfen. Im Gegenteil. Er brachte sie, wenn er den Kerl angriff, wahrscheinlich alle in eine noch größere Gefahr.
Innerlich kochend starrte Zamorra den Mann an. War ihm wirklich nicht beizukommen? Eine sengend heiße Sonne glühte über der Savanne. Immer noch brannte der Jet. Mit lautem Prasseln und

Knacken fraßen die gierigen Flammen Mensch und Material.

Zwei Frauen weinten still vor sich hin. Die Männer versuchten sie zu beruhigen.

Robert Holm, ein deutscher Architekt, küßte seine Verlobte auf den Mund und löste sich dann von ihr.

Holm hatte in Rom ein Freizeitzentrum errichtet. In dieser Zeit hatte er Gefallen an der Tochter seines Auftraggebers Federico Corelli gefunden. Zwei Monate später hatte er sich mit Carmen Corelli verlobt. Und dies hier sollte die Verlobungsreise sein.

Ein schreckliches Abenteuer mit ungewissem Ausgang war daraus geworden.

Holm, ein kräftiger Junge mit markanten Zügen und blondem Haar, stahl sich zu Zamorra, den auch er für den überlegenen Mann in dieser bunt zusammengewürfelten Gruppe hielt.

»Der Kerl muß wahnsinnig sein!« sagte er auf deutsch zu Zamorra.

»Scheint so«, gab Zamorra auf deutsch zurück.

»Was bezweckt er damit?«

»Keine Ahnung.«

»Der hat seine Gründe für das, was er tut!« sagte Modest Jurinac auf französisch.

»Was sagt er?« fragte Holm.

Sie einigten sich, englisch zu sprechen. Jurinac behauptete: »Selbst wenn sein Tun noch so verrückt aussieht… ich glaube, er weiß genau, was er macht!«

»Maul halten!« schrie Tammany Fields. »Ihr versucht da etwas auszuhecken, wie?« Er lachte. »Ich lege jeden um, der mir zu nahe kommt.«

»Was wird nun aus uns?« fragte eine Frau mit bleichen Zügen.

»Sie können's wohl schon nicht mehr erwarten, he?« kicherte Fields, während er seine Pistole auf und ab wippen ließ.

Zamorra raunte den Männern zu, die sich um ihn scharten: »Irgendwann wird er uns von selbst sagen, was er bezweckt.«

Holm knurrte: »Wir sollten versuchen, ihn auszuschalten.«

»Er hat eine Pistole«, gab Massenet zu bedenken.

»Er kann aber nicht auf alle gleichzeitig schießen«, erwiderte Holm.

»Trotzdem würde er einen von uns abknallen. Vielleicht sogar zwei!« sagte Maurice Massenet. Er war etwas kleiner als Zamorra, wirkte aber drahtig und tapfer.

Zamorra nickte. »Das ist richtig. Wer den ersten Schritt auf ihn zu macht, der ist verloren.«

»Wo sind wir hier?« fragte Tito Bianco. Er schaute sich um.

»Das hier ist Nigeria«, sagte der Missionar.

»Kennen Sie sich hier aus?« fragte ihn Jurinac.

»Ich war schon mal in dieser Gegend«, erwiderte der Missionar.

»Der Himmel ließ Sie überleben!« rief Bianco überschwenglich aus.
»Was schätzen Sie, wie weit es bis zur nächsten Stadt ist?« erkundigte sich Professor Zamorra.
»Wenn ich mich recht entsinne, heißt die nächste Stadt Kafantschan.«
»Entfernung?« fragte Zamorra.
»Etwa fünfzig Kilometer.«
»Das könnten wir zu Fuß schaffen!« zischelte Bianco.
Massenet wies auf den Urwald. »Fünfzig Kilometer in dieser Richtung.«
»Gibt es eine Straße durch den Dschungel?« fragte Zamorra.
»Straße wäre etwas zuviel gesagt. Aber es gibt Pfade.«
Holm fragte aufgeregt: »Angenommen, es gelänge uns, den Kerl auszuschalten. Würden Sie uns dann nach Kafantschan oder wie das Kaff heißt führen?«
Massenet nickte. »Das werde ich.«
Holm schaute Zamorra entschlossen an. »Dann müssen wir es versuchen!«
Bianco nickte. »Er hat recht. Wir können hier unmöglich darauf warten, bis ein Suchflugzeug sich hierher verirrt und uns entdeckt. Wir müssen unser Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Sonst verdursten oder verhungern wir hier.«
Jurinac nickte ebenfalls. »Der Urwald würde uns ernähren.«
Zamorra holte tief Luft. Er schielte zu dem Flynapper hinüber, der mit den Schuhen den Boden aufscharrte. Wie schaltet man einen Mann mit Pistole aus? fragte sich der Professor.

***

Sonnenglast flimmerte über der Savanne. Der Jet brannte noch, aber die glutroten Flammen schlugen nicht mehr in den Himmel hinein.
Zamorra faßte sich ein Herz. Er trat einen Schritt vor.
Tammany Fields richtete sofort seine Pistole auf die breite Brust des Parapsychologen.
»Wie lange sollen wir hier noch herumstehen?« fragte Zamorra ärgerlich. Er gab sich furchtlos, obwohl in ihm der Zweifel nagte, ob er sich nicht zuviel zumutete.
»So lange, bis ich das Kommando zum Abmarsch gebe!« rief Fields grinsend.
»Und wann wird das sein?«
»Lassen Sie sich überraschen!«
»Wollen Sie uns nicht endlich sagen, was Sie im Schilde führen? Was soll das alles?«
»Sind Sie der Sprecher dieser Leute?« fragte Tammany Fields spöttisch.
»Wenn Sie so wollen – ja«, gab der Professor schneidend zurück.

»Wir wollen endlich wissen, woran wir sind!«

Jurinac, Holm und Bianco nickten mit finsteren Mienen.

»Warum sind wir hier in dieser gottverlassenen Gegend?« fragte Zamorra. »Was sollen wir hier? Warum haben Sie und Ihr Komplize den Piloten gezwungen, hier zu landen?«

Das Grinsen des Flynappers ging selbst einem so hartgesottenen Mann wie Zamorra unter die Haut.

»Das kann ich Ihnen flüstern, mein Guter. Wir sind hier gelandet, weil ich euch einem ganz speziellen Schicksal zuführen möchte. Ihr werdet nämlich so nacheinander allesamt sterben!«

***

Zamorra versuchte seine Erregung dämpfen. »Werden Sie uns töten?«

Fields schüttelte grinsend den Kopf. »Ich nicht.«

»Wer dann?«

»Derjenige, der mir aufgetragen hat, den Vogel zu entführen.«

»Wer ist das?«

»Werdet ihr noch früh genug erfahren!«

»Wieviel bezahlt er Ihnen für dieses schändliche Verbrechen?«

»Mann, Sie sind aber verdammt neugierig«, lachte Tammany Fields. »Aber meinetwegen. Warum soll ich's Ihnen nicht sagen. Mein Auftraggeber bezahlt in keiner gängigen Währung, sondern mit purem Gold. Da staunen Sie, was? Ja, mein Lieber. Auch das gibt es. Ich werde demnächst stinkreich sein.«

Zamorra schauderte.

Welchem Menschen ist eine Flugzeugentführung soviel wert? fragte er sich. Das alles ergab für ihn keinen Sinn. Er wollte mehr über den Auftraggeber des Flynappers wissen, doch Fields gab keine weiteren Auskünfte mehr.

In diesem Moment hob Robert Holm einen faustgroßen Stein vom Boden auf. Zamorra stand günstig. Fields konnte Holm nicht sehen.

Sobald die Hand des Architekten den Stein umschloß, federte er nach rechts. Dann ging alles sehr schnell.

Tammany Fields sah die Bewegung. Seine Pistole ruckte in Holms Richtung. Schon flog der Stein. Ehe Fields den Stecher der Waffe durchziehen konnte, traf ihn das Geschoß. Der Gangster stieß einen wütenden Schrei aus, torkelte zurück…

Das war die Chance, die Zamorra brauchte. Er handelte unverzüglich. Mit wenigen Sätzen war er bei dem Flynapper. Er sprang ihn an wie ein reißender Löwe. Die Pistole entfiel dem Flynapper. Zamorra grub dem Kerl seine Faust in den Magen. Dann hämmerte er Fields mit einigen wuchtigen Schlägen zusammen und nahm die Pistole an sich.

Fields war zu Boden gegangen. Röchelnd kroch er von Zamorra weg. Plötzlich war er wieder auf den Beinen. Seine Finger spannten sich um

den Stein, den Holm zuvor geworfen hatte. Blut rann ihm aus der Platzwunde über der Nasenwurzel über das haßverzerrte Gesicht. Er versuchte Zamorra mit dem Stein zu erschlagen.

Zamorra duckte sich jedoch blitzschnell ab. Der Stein raste auf seinen Kopf zu. Zamorra warf sich gegen den Angreifer, hebelte ihn aus und schmetterte ihn kraftvoll auf die Erde.

Plötzlich setzte ein Sturm auf den Flynapper ein. Zamorra wurde gepackt und zurückgerissen. Jemand rempelte ihn zur Seite. Bestürzt sah er, wie die aufgebrachten Passagiere auf den Verbrecher einschlugen. Sie traten ihn mit Füßen. Ihr ganzer aufgestauter Haß, ihr brennender Schock entlud sich wie eine Naturgewalt über dem Flynapper.

»Aufhören!« schrie Zamorra entsetzt. Er riß einige Männer von Fields weg. »Hört auf! Ihr erschlagt ihn ja!«

»Er hat nichts anderes verdient!« brüllte jemand zurück.

Zamorra boxte sich atemlos durch die tollwütige Gruppe. Es war schlimmer, als gegen einen reißenden Strom zu schwimmen. Als der Professor den Flynapper endlich erreicht hatte, war dem Mann nicht mehr zu helfen.

Tammany Fields hauchte mit einem letzten Röcheln seine schwarze Seele aus.

Zamorra schaute die zorngeröteten Gesichter an, die ihn umgaben.

Er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

»Das hättet ihr nicht tun dürfen.«

»Er hat den Tod verdient!« sagte einer der Männer trotzig.

»Wir hätten ihn dem Gesetz überantworten müssen!«

»In dieser gottverlassenen Wildnis sind wir selbst das Gesetz!«

Zamorra schaute den Mann durchdringend an. »Sie wissen, daß Sie nicht recht haben!«

***

Ein wundervoller Tag lachte über Paris. In den Parks zwitscherten Vögel. Blütenduft lag in der Luft. Auf den Bänken saßen Liebespärchen. Die Stadt atmete Amüsement und Vitalität aus. Und mittendrin in diesem Trubel steckte Nicole Duval mit ihrer Freundin Senta Onegin. Senta war Französin wie Nicole. Ihre Vorfahren waren vor zweihundert Jahren aus Rußland nach Frankreich gekommen.

Senta war ebenso hübsch wie Nicole Duval: Sie hatte kastanienbraunes Haar, üppige Formen und den aufreizenden Gang eines Filmstars.

Ein äußerst selbständiges Mädchen…

Zweimal verheiratet und ebenso oft geschieden. Seither waren die Männer für sie nur noch ein notwendiges Übel, auf das sie nur fallweise zurückgriff.

Senta und Nicole durchstreiften die großen Warenhäuser. Sie waren auf der Suche nach netten Bildern, die in Sentas neu erworbenes Landhaus in der Provence paßten. Nicole sollte ihr bei der Suche helfen.

Sie fanden nichts. Weder der kitschige Hirsch noch der gute Akt gefiel den Mädchen. Da entsann sich Nicole Duval einer Galerie auf dem Montmartre.

Da fanden sie auf Anhieb vier Gemälde, die Senta sogleich kaufte.

Sie gab die Adresse ihres Landhauses bekannt und bat den Galeriebesitzer, die Bilder dorthin zu bringen.

»Selbstverständlich, Madam«, sagte der Mann, der seit langem kein so gutes Geschäft mehr gemacht hatte. Er verneigte sich dienernd und küßte sowohl Nicole als auch Senta die Hand.

Senta rieb sich erfreut die Hände. »So. Das wäre geschafft. Du warst mir eine große Hilfe, Nicole.«

»Ich hab's gern gemacht. Hoffentlich habe ich dir nicht meinen Geschmack einzureden versucht.«

»Wir hatten doch immer schon denselben Geschmack. Auch bei Männern«, lachte Senta. »Deshalb gefällt mir auch dein Professor so gut.«

Nicole hob warnend den Finger. »Hände weg von dem. Der gehört mir.«

Senta seufzte. »Ach, wenn ich doch auch so einen Chef hätte.«

»Wie ist der deine?«

»Alt, schäbig, kahl, verheiratet. Da fällt mir ein, ich muß ihn anrufen.«

Sie quetschten sich gemeinsam in die nächste Telefonbox. Von da rief Senta die Public Relations Firma an, für die sie arbeitete. Sie klagte über Halsschmerzen und sagte ihrem Chef, daß sie für ein paar Tage nicht kommen könne.

Der Kahlkopf wünschte ihr baldige Besserung. Sie nahm die Wünsche dankend entgegen und hängte ein.

»Und wo bessert sich mein Zustand?« fragte Senta dann schmunzelnd.

»Wo?« fragte Nicole mit hochgehobenen Schultern.

»Na, doch in der Cocktailbar von Philipe. Komm. Wir gehen zu ihm. Er wird sich mächtig darüber freuen, dich wiederzusehen.«

»Der gute Philipe«, lächelte Nicole. »Den gibt es noch?«

»Hör mal, Philipe ist ein Mann in den besten Jahren. Weshalb sollte es den nicht mehr geben?«

Sie liefen drei Straßen weiter. Dann stieß Senta Onegin die Tür auf, über der CHEZ PHILIPE stand.

»Hallo, Philipe!« rief Senta übermütig. »Sieh mal, wen ich dir da bringe!«

Philipe riß erfreut die Augen auf. Sein Lokal war klein. Es gab im Moment nicht viele Gäste. Sie waren alle schon bedient. Er hatte Zeit für die beiden Mädchen.

Philipe war mal Revuetänzer im Moulin Rouge gewesen. Er hatte Centime auf Centime gelegt und sich von den Ersparnissen schließlich dieses nette Lokal gekauft.

»Nicole!« rief Philipe lachend aus. »Es geschahen noch Zeichen und Wunder.«

»Gib uns was zu trinken«, verlangte Senta. »Wir sind durstig. Und trink einen mit.«

»Drei Cocktails?« fragte der vierzigjährige Philipe. Er konnte den Blick nicht von Nicole wenden. Sie hatte ihm immer schon gefallen.

Und heute gefiel sie ihm mehr denn je.

»Drei«, nickte Senta.

Er brachte die Drinks. »Lange nicht gesehen, Nicole«, sagte er schmunzelnd.

»Nun laß doch den Plüschblick weg!« kicherte Senta. »Du weißt doch, daß Nicole nicht zu haben ist.«

Sowohl Nicole als auch Senta setzten sich auf einen Hocker. Philipe lehnte auf der anderen Seite des Tresens. Hinter ihm lief ein bunter Portable-Fernseher.

Philipe hob sein Glas. »Auf das freudige Wiedersehen.«

Sie tranken.

»Was treibt ihr immer?« fragte Philipe.

»Im Augenblick versuchen wir Paris auf den Kopf zu stellen«, antwortete Senta. »Zamorra hat sich nach Südafrika abgesetzt. Nicole gehört nach langem mal wieder mir ganz allein.«

»Die Drinks gehen selbstverständlich auf Kosten des Hauses«, sagte Philipe.

»Denkst du, wir können nicht selbst bezahlen?« fragte Senta belustigt.

»Gönn mir doch die kleine Freude.«

»Na, meinetwegen.«

Nicole mußte erzählen, was sie gemacht hatte, seit sie Philipe zum letztenmal gesehen hatte.

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht begreifen, kann es einfach nicht begreifen.«

»Was kannst du nicht begreifen?« fragte Nicole lachend.

»Daß du die Einsamkeit auf Château Montagne dem herrlichen Rummel von Paris vorziehst. Du bist ein Mädchen das sich nicht verstecken darf. Du gehörst in das quirlende Leben, Nicole.«

Senta lachte. »Du siehst die Sache völlig falsch, Philipe. Nicole versteckt sich doch nicht. Sie zeigt sich…«

»Wem denn?«

»Ihrem Chef.«
»Das ist doch bloß ihr Chef…«
»Das scheint er eben nicht bloß zu sein!« erwiderte Senta und kniff pfiffig die Augen zusammen.
Hinter Philipe liefen die Nachrichten. Nicole wollte dem Flimmerkasten zuerst keine Beachtung schenken, aber dann fuhr sie plötzlich erschrocken zusammen. Es war ihr, als wäre sie unvermutet in den Stromkreis geraten.
Sie hörte die Worte des Nachrichtensprechers nur sehr undeutlich, und sie begriff den Sinn dieser Worte auch nicht sogleich.
Aber sie hatte sie immer noch im Ohr und rekapitulierte, was sie soeben vernommen und so sehr erschreckt hatte. Da war von folgendem die Rede gewesen: Eine Air-France-Maschine sei auf dem Flug nach Johannesburg spurlos verschwunden. Die Suche nach dem Flugzeug habe noch keinen Erfolg gehabt.
»Nicole…!« Senta rief ihre Freundin. »Hallo, Nicole! Wach auf! Du träumst ja mit offenen Augen, Nicole.« Senta schüttelte die Freundin.
Nicole blickte verstört um sich. Ihre Augen flatterten.
Senta erschrak. »Mein Gott, Nicole. Wie siehst du denn aus? Ist dir nicht gut? Du bist ja ganz blaß.«
»Habt ihr es nicht auch gehört?« fragte Nicole gepreßt.
»Was gehört?«
»Was der Mann in den Nachrichten sagte.«
Philipe wandte sich um. Jetzt kam ihm erst zum Bewußtsein, daß der Fernseher lief.
Er zuckte die Achseln. »Ich höre niemals hin, wenn er quasselt.«
»Was ist passiert?« fragte Senta besorgt.
»Er hat von einer verschwundenen Air-France-Maschine gesprochen«, sagte Nicole Duval.
Senta trank ihren Cocktail hastig aus. »Was heißt verschwunden? Seit wann verschwinden denn Maschinen?«
»Der Sprecher sagte, die Maschine wäre spurlos verschwunden.«
»Um welches Flugzeug handelt es sich?« fragte Senta Onegin. Ihre Stimme klang mit einemmal heiser.
»Um den Jet, der Johannesburg anflog.«
Senta riß die Augen auf. »Du lieber Himmel, und jetzt nimmst du an, es handelt sich um die Maschine in der…«
»Ich muß mal telefonieren!« keuchte Nicole und glitt vom Hocker.
Sie lief zum Wandtelefon und rief das Air-France-Büro an. Drei Minuten später hatte sie Gewißheit. Ja. Es handelte sich um die Maschine, die mit 120 Passagieren besetzt gewesen war. Auf der Passagierliste stand auch der Name Zamorra.
Unwillkürlich krampfte sich Nicoles Herz zusammen.
Sie dachte an einen Absturz.

Zamorra… tot! Sie war wie vor den Kopf geschlagen, war unglücklich und ratlos.

Plötzlich hatte sie zwei Gesichter vor sich.

Was hatte sie zu Zamorra gesagt? »Gott, Chef, sehen die beiden nicht wie waschechte Terroristen aus?« Zamorra hatte deswegen geschmunzelt. Natürlich. Keinem ist es ins Gesicht geschrieben, ob er ein Terrorist ist oder nicht. Nicole hatte das nur aus einer plötzlichen Eingebung heraus gesagt, ohne darüber tiefschürfende Gedanken anzustellen.

Terroristen! In Zamorras Flugzeug.

War das die Lösung des Geheimnisses, weshalb die Maschine ganz plötzlich verschollen war?

Nicole wußte sogleich, an wen sie sich mit ihrem Verdacht wenden mußte.

Sie kannte den Polizeichef La Bare persönlich. Der dickleibige Mann mit der hohen Fistelstimme und den guten Augen war zweimal dabeigewesen, als Zamorra in den Hinterhöfen von Paris gefährliche Dämonen vernichtet hatte.

Seit jener Zeit war La Bare ein großer Bewunderer von Nicole Duval und Professor Zamorra.

Sie bekam ihn gleich beim ersten Versuch in die Leitung. »Oh!« rief er erfreut aus. »Mademoiselle Duval! Was für eine Überraschung.«

»Haben Sie Zeit für mich, Monsieur La Bare?« fragte Nicole flehend.

»Für ein so hübsches Mädchen muß ein Mann immer Zeit haben. Auch dann, wenn er im Sumpf der Arbeit zu versinken droht.«

»Wo können wir uns treffen?« fragte Nicole.

»Ich höre, Sie haben Kummer.«

»Allerdings.«

»Dann kommen Sie am besten in mein Büro.«

»Ich bin in fünfzehn Minuten bei Ihnen.«

»Ich erwarte Sie, Mademoiselle Duval.«

Nicole knallte den Hörer auf den Haken und sagte Senta und Philipe was sie vorhatte. Als sie auf die Straße trat kam zum Glück ein Taxi vorbei. Nicoles Hand flog hoch. Der Wagen hielt. Sie nannte dem Fahrer das Ziel: »Polizeipräsidium.«

»In Ordnung, Mademoiselle«, sagte der Mann und gab Gas. Sie gerieten mitten in eine Verkehrsstauung hinein. Nicole saß wie auf glühenden Nadeln. Endlich löste sich der Knoten.

Sie traf mit einer Verspätung von fünf Minuten bei La Bare ein.

Der dicke Mann lief ihr auf seinen kurzen Beinen aufgeregt entgegen. In seinen listigen Augen loderte ein Freudenfeuer.

Sein Büro war ein riesiger Raum mit hohen Türen, einer Konferenzgruppe, einem mächtigen Schreibtisch und dahinter hing ein Bild von Giscard d’Estaing.

Nicole hatte nicht die Zeit, sich die vielen Komplimente des Polizeichefs anzuhören. Sie fiel sozusagen gleich mit der Tür ins Haus.

La Bare stockte für einen Moment der Atem. »Professor Zamorra saß in dieser Maschine?« fragte er bestürzt.

Nicole nickte und sprach dann von den beiden Männern, die ihr so unangenehm aufgefallen waren.

»Terroristen!« sagte La Bare. »Hm!« Er rieb sich mit Daumen und Zeigefinger das runde Kinn. »Sie hätten die Flughafenpolizei auf die beiden aufmerksam machen sollen, Mademoiselle Duval.«

»Konnte ich denn ahnen, daß diese Kerle tatsächlich Verbrecher sind, Monsieur La Bare?«

»Natürlich nicht.« Der Polizeichef bat Nicole, Platz zu nehmen. Er bot ihr einen Cognac an. Während sie den goldenen Saft im Schwenker kreisen ließ, führte der Dicke mehrere kurze Telefonate. »Man sucht nach wie vor«, sagte er dann. Er kam zu Nicole und setzte sich ebenfalls. Auch er hatte einen Schwenker in der Hand.

»Wie kann so etwas möglich sein, Monsieur La Bare?« fragte Nicole aufgeregt. »Wie kann eine Maschine sich einfach in Luft auflösen.«

»Als die Maschine über dem Tschad war, brach der Funkkontakt ab.«

»Ist anzunehmen, daß die Maschine abgestürzt ist?« fragte Nicole gepreßt.

»Niemand kann das sagen.«

»Wieso finden die Suchflugzeuge nichts?«

»Das ist nicht so einfach. Afrika ist ungeheuer groß, Mademoiselle Duval. Die fieberhafte Suche wird selbstverständlich fortgesetzt. Aber es kann Tage dauern, bis wir wissen, welches Schicksal diesem Flugzeug zugestoßen ist.«

»Sie meinen, bis man die Absturzstelle gefunden hat«, sagte Nicole bitter.

»Es gibt auch bei einem Absturz manchmal Überlebende. Sie dürfen nicht zu schwarz sehen.«

»Gäbe es tatsächlich Überlebende«, sagte Nicole tapfer, »müßten die nicht schon längst versucht haben, mit irgendeiner Bodenstelle Kontakt aufzunehmen?«

»Vielleicht werden sie von den Flynappern daran gehindert. Vielleicht ist auch das Funkgerät kaputt.«

Der Polizeichef ließ die Sache damit aber nicht auf sich beruhen.

Nicole mußte einem seiner Leute die beiden Männer, die sie für Terroristen gehalten hatte, präzise beschreiben. Sie schloß die Augen, rief sich die Gesichter ins Gedächtnis zurück und schilderte haarklein, was sie vor ihrem geistigen Auge hatte. Mit ihren Angaben wurde unverzüglich der Polizeicomputer gefüttert.

Der Apparat spuckte eine Menge Namen aus. Man legte Nicole auch die dazugehörigen Fotos vor.

Und Nicole stach mit dem Zeigefinger ohne zu überlegen zweimal blitzschnell zu: »Der und der!« sagte sie aufgeregt.
»Tammany Fields und Harry Crosby!« sagte der Polizeichef.
»Zwei seit langem auf der ganzen Welt gesuchte Verbrecher! Die Passagierliste führt sie als Tony Fender und Hank Collins.«
Nun war es zur Gewißheit geworden. Nicoles Instinkt hatte sie nicht getrogen.

***

Der Dschungel lebte um sie herum. Es war Abend. Sie waren nur sehr schleppend vorangekommen. Der Pfad war kaum zu erkennen.
Er war verwuchert, zugewachsen. Sie mußten sich jeden Meter mühsam erkämpfen. In vier Stockwerken baute sich der Wald, der sie umgab, auf. Das unterste Stockwerk wurde von Kräutern und Kriechpflanzen gebildet. Das nächste Stockwerk bildeten Sträucher von einigen Metern Höhe und die Jungbäume. Die dritte und Hauptstufe bestand aus den ausgewachsenen Bäumen, die durchwegs dreißig bis vierzig Meter hoch waren und deren Kronen sich zu einem welligen und wie bewegt erscheinenden Walddach zusammenschlossen. Das vierte Stockwerk hätte man als Turmregion bezeichnen können. Es wurde nämlich von vereinzelt stehenden und über dieses Dach emporragenden Baumriesen gebildet, die Höhen bis zu siebzig Meter erreichten. Die pfeilartigen Stämme der Baumriesen wurden von mächtigen Brettwurzeln gestützt, die den Stamm fächerartig umstanden. Arm- und beindicke Lianen schlangen um Stämme und Kronen ihr fast eisenhartes Geflecht. Zahllose Schmarotzer, besonders Orchideen, siedelten auf den Bäumen.
Zamorra und die Truppe, die sich unter seinen Schutz gestellt hatte, hatte aus dieser dichten Wildnis einen Rastplatz herausgeschnitten.
Ein Feuer brannte. Alle hatten sich darum herum gruppiert. Die Männer und Frauen waren todmüde.
Ihre Kleider waren zerfetzt. Dornen und Widerhaken von Pflanzen hatten sich in die Stoffe gekrallt und sie nicht mehr losgelassen.
An einem kleinen Tümpel hatte Zamorra mit Fields' Pistole zwei Reiher erlegt. Er hatte ein paarmal daneben geschossen. Nun befanden sich nur noch zwei Kugeln in der Waffe. Sie hatten die Reiher gebraten und gegessen. In allen Gesichtern war noch deutlich der Schock zu erkennen, den die Leute noch nicht abgelegt hatten.
Zwanzig Überlebende.
Wie viele würden übrig sein, wenn sie diese grüne Hölle hinter sich gebracht hatten?
Modest Jurinac setzte sich neben Zamorra. »Sie sind verbittert, nicht wahr?«
»Ja!« knurrte der Professor.

»Weshalb?«

»Ihr hättet den Mann nicht töten dürfen.«

»Ich habe nicht mitgemacht!« verwahrte sich der Komponist. Er hatte ein scharf geschnittenes Profil und feinnervige Hände. Seine Schläfen waren grau. Obgleich auch seine Kleider zerfetzt waren, wirkte er immer noch elegant. »Ich habe meine Hand nicht gegen den Mann erhoben.«

»Aber die anderen…«

»Sie waren schrecklich aufgebracht. Sie dürfen den Leuten nicht böse sein, Professor. Ich kann sie verstehen.«

»Ich beweine nicht den Flynapper, Mr. Jurinac. Mir geht es vor allem darum, daß wir nun niemals erfahren werden, weshalb diese ganze verrückte Flugzeugentführung stattgefunden hat.«

Modest Jurinac hob die Schultern. »Wer weiß. Vielleicht erfahren wir es doch noch.«

Zamorra schaute sich um. Dort drüben, hinter den hochzüngelnden Flammen des Lagerfeuers saß Carmen Corelli auf dem Boden.

Robert Holm hatte ihr sein Jackett gegeben, weil sie mehrmals gefröstelt hatte. Er küßte sie. Dann streichelte er zärtlich ihre Wange.

Tito Bianco, ein sportgestählter Mann mit Amboßkinn und fleischiger Nase, versuchte vor allem den Frauen Mut zuzureden.

Man brauche sich keine Sorgen zu machen. Man hätte einen ortskundigen Führer: den Missionar. Und man hätte einen mutigen Anführer und Beschützer: Professor Zamorra. Es könne überhaupt nichts schiefgehen.

»Überlegt doch!« rief der Diamantenhändler in die Runde. »Haben wir nicht trotz allem mehr Glück als die Leute, die im Flugzeug verbrannten? Ich bin sicher, daß wir dieses schlimme Abenteuer letztlich doch noch alle gut überstehen werden… Was wir brauchen, ist Mut und Zuversicht. Dann können wir dem Dschungel trotzen …«

Ein Mädchen namens Willa Salik schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nein. Nein. Nein. Der Urwald wird uns umbringen. Einen nach dem anderen. Wir hätten beim Flugzeug bleiben sollen.«

»Dort hätte uns der Hitzschlag getroffen!« widersprach Bianco.

»Glauben Sie mir, Willa, hier im Dschungel sind wir so gut aufgehoben wie in Abrahams Schoß.«

Jurinac erhob sich. Er raunte Zamorra zu: »Ich habe das Gefühl, Bianco glaubt selbst nicht, was er da redet.« Der Dirigent zog sich zurück. Wenig später nahm Tito Bianco seinen Platz neben Zamorra ein.

»Ihre Rede war gut«, lobte der Professor den Italiener.

»Finden Sie?«

»Sie nicht?«

»Ich wäre schon zufrieden, wenn ich eine Person überzeugen

konnte.«

»Jurinac ist der Meinung, Sie glaubten nicht, was Sie sagten.«

Bianco lächelte. »Er ist ein guter Menschenkenner.«

»Was bekümmert Sie?«

Bianco zog die Brauen zusammen, er rückte ein Stück näher, damit die anderen nicht hören konnten, was er dem Professor sagte.

»Ich habe mal ein Buch über diesen gottverfluchten Flecken Erde gelesen, Professor Zamorra.«

»Und?«

»Hinter diesem Dschungel soll eine geheimnisumwitterte Schlucht liegen.«

»Was für ein Geheimnis kann eine Schlucht schon bergen?« fragte Zamorra.

Bianco dämpfte seine Stimme noch mehr. »Kein Mensch, der diese Schlucht betreten hat, kam von da jemals wieder zurück!« sagte er eindringlich.

»Unsinn!« sagte plötzlich jemand hinter Zamorra.

Der Professor schaute sich um.

Maurice Massenet schüttelte unwillig den Kopf. »Ein aufgelegter Unsinn ist das!«

Bianco starrte den Missionar wütend an. »Wie können Sie das behaupten?«

»Weil ich schon mal da war.«

»In dieser Schlucht?«

»In der Todesschlucht! Jawohl. Und ich lebe immer noch, wie Sie sehen!«

Zamorra erkundigte sich: »Kennen Sie diese Geschichte, Monsieur?«

»Natürlich. Es ist nichts als ein Geschwätz, mit dem sich die Eingeborenen gegenseitig Angst machen wollen. Es entbehrt jeglicher Realität. Die Schlucht ist ebenso gefährlich oder ungefährlich wie jede andere auch.«

Bianco schluckte trocken. »Müssen wir durch sie hindurch?«

»Wir wollen doch nach Kafantschan.«

»Das schon… Aber …«

»Es ist der kürzeste Weg dorthin!« stellte der Missionar klar. »Denken Sie, daß Sie – und vor allem die Frauen – wenn wir erst einmal den Urwald hinter uns gebracht haben, noch die Kraft haben werden, einige hundert Kilometer mehr zu gehen, um der Schlucht auszuweichen?«

Das war ein Argument, das Bianco gelten lassen mußte. Er nickte bedächtig.

»Keine Sorge, ich werde Sie alle sicher nach Kafantschan bringen«, versprach der Missionar.

»Wollen's hoffen«, sagte Bianco.

»Darf ich Sie um etwas bitten?« fragte Zamorra den Diamantenhändler.

»Natürlich, Professor.«

»Behalten Sie für sich, was Sie in diesem Buch gelesen haben.«

»Das versteht sich doch wohl von selbst«, stellte Tito Bianco mit heftigem Kopfnicken fest. »Wofür halten Sie mich? Für einen Idioten? Ich werde doch die Angst, die uns allen in den Knochen sitzt, nicht noch künstlich hochpeitschen!«

»Vergessen Sie, was ich gesagt habe«, erwiderte Zamorra.

Allmählich legten sich alle hin. Sie versuchten zu schlafen. Das Feuer knackte und prasselte leise.

Die Flammen züngelten auf dicken Holzscheiten. Im Urwald geisterten Tiere umher. Gespenstische Geräusche füllten die Luft. Langsam forderte die Erschöpfung ihren Tribut.

Auch Zamorra schlief mit bleiernen Lidern ein.

Plötzlich schreckte er hoch. Das Feuer war fast ganz niedergebrannt.

Es war kühl und feucht.

Zamorra setzte sich lauschend auf.

Was hatte ihn so jäh aus dem Traum gerissen? Angestrengt versuchte er, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. Sein sechster Sinn meldete Gefahr.

Irgend etwas stimmte an dieser Situation nicht.

Mit einem Mal war dem Professor, als höre er jemanden um den Lagerplatz schleichen.

Nervös griff er zur Waffe. Welche Gefahr war es, die hier im dichten, verfilzten Dschungel auf sie lauerte? Zwei Kugeln befanden sich noch in der Pistole. Lächerlich wenig für einen so langen Marsch durch die grüne Hölle.

Zamorra erhob sich.

Ein geisterhaftes Zischeln und Wispern flog an sein Ohr. Er wirbelte herum. Nichts. Schwarze, unheimliche Finsternis. Mehr nicht.

Doch dann ein kurzes Schleifen.

Zamorra bewegte sich darauf zu. Er zählte in aller Eile die Leute, die um das Feuer herumlagen. Neunzehn! Er war die Nummer zwanzig! Wer aber schlich um das Lager herum?

Die feuchte Luft legte sich schwer auf seine Lunge. Er atmete unregelmäßig, war bestrebt, keinen der Schlafenden zu wecken. Mit einigen wenigen Schritten war er im Dickicht.

Das Raunen, Wispern und Zischeln nahm zu.

Zamorra hatte den Eindruck, als wollten ihn die Geräusche weiter in die Tiefe des Dschungels hineinlocken. Sicherheitshalber entsicherte er die Pistole. Sie lag schwer in seiner Hand. Seine Nerven vibrierten.

Er wußte nicht, wie er reagieren würde, wenn ihn jetzt urplötzlich aus der Dunkelheit heraus jemand ansprang. Er glaubte, er würde sich

nicht die Zeit nehmen, zu schauen, wer ihn angriff. Er würde wohl sofort schießen.

Morsches Holz knackte unter seinen Schuhen. Er preßte sich gegen die federnde Wand aus Farnen und Kräutern, drückte sie zur Seite, schlich den Geräuschen nach, blieb stehen, lauschte mit angehaltenem Atem…

Plötzlich war ihm, als glühten ihn aus der rabenschwarzen Dunkelheit heraus zwei bernsteinfarbene Augen an.

Zamorra, der Meister des Übersinnlichen, der erfolgreiche Geisterjäger, begann die Situation schlagartig zu erkennen.

Dieses unheimliche, leuchtende Augenpaar gehörte einem Dämon.

Wütend riß er die Pistole hoch. Doch dann senkte er sie wieder. Hatte es einen Sinn, auf einen Dämon zu schießen? Mit einer gewöhnlichen Kugel konnte man ihm nichts anhaben. Und es befanden sich nur noch zwei Patronen in der Waffe. Er konnte sich keinen Schuß leisten. Furchtlos näherte er sich dem leuchtenden Augenpaar. Er hätte in diesem Moment vieles darum gegeben, wenn er sein Amulett bei sich gehabt hätte, jenen silbernen Talisman, der ihm schon zu manchem spektakulären Sieg über die Geschöpfe der Finsternis verholfen hatte. Aber das Amulett lag in einer kleinen Lederschatulle zu Hause im Schloß.

Ein Dämon im Dschungel!

Zamorra fragte sich, um was für eine Ausgeburt der Hölle es sich hierbei handelte.

Mit gereizter Miene kämpfte er sich durch das Unterholz. Auf einmal schwebten die bernsteinfarbenen Augen hoch. Ein Flügelschlagen und Flattern füllte die Luft. Äste knackten. Zweige brachen. Unheimlich schnell flogen die Augen auf Zamorra zu. Sie sausten von oben auf ihn herab.

Er hatte den Eindruck, eine riesige Fledermaus käme da angeschwirrt. Blitzschnell nahm er den Kopf nach unten.

Ein Fauchen, böse und voll Haß.

Dann spürte Zamorra einen gewaltigen Schlag. Ihm war, als würde ihm jemand einen Hammer in den Nacken schmettern. Er fiel nach vorn, mit dem Gesicht auf den Boden und verlor auf der Stelle das Bewußtsein.

***

Es war Senta Onegin nicht möglich, Nicole Duval zu beruhigen. Zamorras Sekretärin rannte wie eine gereizte Tigerin ununterbrochen auf und ab.

»Willst du nicht endlich aufhören, dich verrückt zu machen, Nicole?« fragte Senta vorwurfsvoll.

Nicole nagte nervös an der Unterlippe. »Ich kann die Sache nicht

einfach auf sich beruhen lassen«, keuchte sie aufgewühlt.
»Sag bloß, du willst irgend etwas unternehmen, um Zamorra wiederzufinden!« rief Senta erschrocken aus.
»Richtig!« zischte Nicole. »Ich werde etwas unternehmen, Senta.«
»Ein Mädchen allein…«
»Ich bin nicht allein. Darf ich ganz schnell mal ein teures Gespräch führen?«
»Selbstverständlich, Schatz. Du darfst alles, was du willst. Wen möchtest du anrufen?«
»Bill Fleming in New York. Er ist Zamorras bester Freund.«
»Ist das dieser Historiker?«
»Ja. Ich bin überzeugt, er wird sofort auf dieselbe Idee verfallen wie ich.«
Senta nahm Nicole bei den Armen. »Sag mal, hast du im Ernst vor, Zamorra selbst zu suchen?«
Nicole senkte den Blick.
»Nicole!« sagte Senta ernst.
»Ja, Senta. Ich werde Zamorra suchen«, sagte Nicole entschlossen.
»Und Bill Fleming wird mir dabei helfen.«
»Was denkst du, was ihr beide schon ausrichten könnt? Es wird ja schon nach der Air-France-Maschine gesucht!«
»Ich muß etwas unternehmen, Senta. Ich kann einfach nicht hier bei dir bleiben und so tun, als wäre alles in schönster Ordnung. Ich muß wissen, was Zamorra zugestoßen ist. Selbst wenn er nicht mehr lebt… muß ich es wissen. Diese Ungewißheit halte ich einfach nicht aus.«
Senta Onegin streichelte Nicoles Wange mitleidig. »Armes Mädchen«, sagte sie. »Das Telefon steht dort drüben.«
Nicole meldete das Ferngespräch an. Aber es klappte nicht mit der Verbindung. Nervös begann sie wieder auf und ab zu rennen. Allmählich steckte sie Senta mit ihrer Unruhe an.
»Wenn es Überlebende gibt, ist Zamorra ganz bestimmt unter ihnen«, sagte Senta, um Nicole zu beschwichtigen.
Nicole Duval blieb stehen. »Hast du einen Atlas?«
»Selbstverständlich. Soll ich ihn holen?«
»Ja, bitte.«
Senta brachte ein zerfleddertes Ding, das ziemlich schwer war. Sie knallte den alten Atlas auf den Tisch. Nicole Duval begann sogleich darin zu wühlen.
»Zwischenlandung in Marokko«, sagte sie, als sie die richtige Seite aufgeschlagen hatte. »Und dann… Direktflug nach Johannesburg. Das heißt: Algerien, Niger, Tschad, Zentralafrikanische Republik, Kongo … Hier irgendwo ist das Flugzeug verlorengegangen. Daß so etwas in der heutigen Zeit überhaupt noch möglich ist. Wo doch die ganze Welt miteinander in Funkverbindung steht. Weißt du, was ich glaube?«

»Was?« fragte Senta und zündete sich eine Zigarette an. Nicole wollte keine haben.

»Die Flynapper müssen sehr weit vom Kurs abgegangen sein. Deshalb konnten die Suchflugzeuge sie bis jetzt noch nicht finden.«

Wieder schaute Nicole auf die Landkarte. Sie studierte die einzelnen Ländernamen. Vielleicht sind sie in Nigeria oder in Kamerun niedergegangen, dachte sie.

Nach einer Stunde rief sie erneut in New York an. Diesmal klappte es. Bill Flemings Stimme war so deutlich zu hören, als spräche er aus dem Bistro nebenan.

Nicole Duval machte Zamorras langjährigen Freund mit ihren Befürchtungen und seelischen Nöten vertraut.

»Wieso ist er nicht mit dir nach Johannesburg geflogen?« war Flemings erste Frage.

»James Craig ist ein kauziger Frauenfeind. Er hätte es dem Professor niemals verziehen, wenn er ihm ein Mädchen ins Haus gebracht hätte.«

»So etwas Verrücktes. Gibt es etwas Schöneres als ein Mädchen?«

»Für mich schon.«

»Was?«

»Ein Mann.«

»Das ist klar.« Bill schwieg einen kurzen Augenblick lang. Dann brummte er nachdenklich. Und schließlich war er wieder mit voller Lautstärke da.

»Wir müssen unbedingt etwas unternehmen, Nicole. Und ich weiß auch schon, was.«

»Was, Bill?«

»Wir nehmen die Sache selbst in die Hand!«

»Oh, Bill. Ich wußte, daß du das sagen würdest!« rief Nicole Duval begeistert aus.

»Denkst du, ich überlasse meinen besten Freund den Wilden?«

»Ich… ich hatte die Absicht, dich zu bitten, ob du dich freimachen kannst. Für ein paar Tage. Allein bin ich so schrecklich tollpatschig.«

»Stimmt doch überhaupt nicht. Du bist ein äußerst beachtlich selbständiges Mädchen! Paß auf, Nicole. Ich werfe nur rasch ein paar Klamotten in meine Reisetasche…«

Nicole sagte ergriffen: »Vielen Dank, Bill. Es ist etwas Wahres dran…«

»Woran?«

»An dem Spruch: Erst in der Not erkennt man den wahren Freund.«

»Nun werd’ bloß nicht melodramatisch, Mädchen. Du weißt, wie ich zu Zamorra stehe und daß er jederzeit mit meiner Hilfe rechnen kann. Wir werden ihn gemeinsam suchen… Und wir werden ihn finden!«

Nicole seufzte. »Ich wollte, ich hätte deinen Optimismus, Bill.«

Zamorras Sekretärin machte dem Historiker folgenden Vorschlag: Er solle nicht erst den Umweg über Paris machen, sondern Johannesburg direkt ansteuern. Auch sie würde nach Johannesburg fliegen.

Und das sollte dann die Ausgangsbasis für ihre Operation sein, denn soviel Nicole in Erfahrung bringen konnte, wurde die Suchaktion nach der verschwundenen Air-France-Maschine ebenfalls zentral von Johannesburg aus geleitet.

Bill war mit diesem Vorschlag einverstanden. Er versprach, die nächste Maschine zu besteigen, die nach Johannesburg flog.

»Selbst wenn ich im Gepäckraum mitfliegen müßte!« rief er noch.

Dann wollte er auflegen.

Aber Nicole rief: »Bill!«

»Ist noch was?« kam es über den Atlantik.

»Johannesburg ist kein Dorf, Bill.«

»Das weiß ich.«

»Wie willst du mich denn da finden?«

»Himmel, ja. Wir haben noch keinen Treffpunkt vereinbart. Hotel ›The President‹. Einverstanden? De Villiers Street.«

»Einverstanden«, sagte Nicole. Dann versenkte sie den Hörer in der Gabel. Senta seufzte. »Tut mir leid«, sagte Nicole. »Man darf sich auf nichts freuen. Ich dachte, wir könnten eine herrliche Woche miteinander verbringen, und nun passiert so etwas…«

Nicole Duval begann zu packen. Sie bat Senta, einen Platz für sie zu buchen. Senta rief den Air-France-Schalter an. Die nächste Maschine nach Johannesburg startete in zwei Stunden.

Nicole wollte ein Taxi nehmen, doch Senta ließ es sich nicht nehmen, die Freundin im eigenen Wagen nach Orly zu bringen.

»Ich halte dir die Daumen«, sagte Nicoles Freundin. Sie küßten sich zum Abschied auf die Wangen. »Sag dir immer: Solange keine offizielle Meldung vorliegt, daß Zamorra tot ist, lebt er noch.«

Nicole lächelte matt. »Du bist rührend, Senta.«

»Laß bald von dir hören!« verlangte die Freundin.

»Ja«, nickte Nicole Duval. »Ich melde mich, sobald ich Gewißheit habe.« Ihr Flug wurde aufgerufen. Sie eilte zum Abflugschalter…

***

Jemand ohrfeigte ihn. Benommen schlug Professor Zamorra die Augen auf. Er hatte einen fauligen Geschmack im Mund, bemerkte, daß er mit dem Gesicht auf dem Boden lag und drehte sich langsam auf den Rücken. Dabei ächzte er wie ein alter Mann.

Das Gesicht, das über ihm pendelte war rund. Zamorra sah zwei besorgte Augen darin schimmern und erkannte erst nach einigen Sekunden, daß der Mann, der ihn geohrfeigt hatte, Maurice Massenet war. Seufzend setzte Zamorra sich auf. In seinem Hinterkopf hallten

dumpfe Schläge. Ein gewaltiger Schmerz ließ ihn jäh zusammenfahren. Er verzog das Gesicht und fletschte die Zähne. Ihm war, als hätte ihn jemand mit einer glühenden Nadel mitten ins Gehirn gestochen.

»Was ist passiert, Professor?« fragte der Missionar aufgeregt.

»Wieso waren Sie ohnmächtig? Wieso liegen Sie hier?«

»Wieso haben Sie mich gefunden?« fragte Zamorra zurück.

»Ich wachte auf. Ich sah, daß Sie nicht bei uns waren und ging Sie suchen. Ich machte mir Sorgen um Sie.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, Monsieur«, sagte Zamorra und erhob sich. Massenet wollte ihn stützen, doch Zamorra lehnte dankend ab.

Zwar schaukelte der Boden noch etwas unter seinen bebenden Füßen, aber es bestand keine Gefahr, daß er noch einmal umfiel.

Jetzt erst entdeckte Zamorra das Fehlen der Pistole. Er begann sie sofort zu suchen. Massenet wollte wissen, wonach er suchte. Er sagte es ihm, und nun schnüffelte auch der Missionar über den überwucherten Boden. Aber weder er noch Zamorra vermochten die Waffe wiederzufinden.

Da begriff Zamorra. Selbst tagelanges Suchen hätte die Pistole nicht mehr zum Vorschein gebracht. Sie war ihm abgenommen worden.

Er dachte: Verflucht, da hat jemand mit uns eine ganz große Gemeinheit im Sinn! Ohne Waffe kein Fleisch mehr. Und auch keine Verteidigungsmöglichkeit! Aber deshalb waren die zwanzig Menschen, die ein unerbittliches Schicksal in den Urwald verschlagen hatte, noch lange nicht verloren.

Massenet und auch Zamorra kannten Blätter und Wurzeln, die genießbar waren. Solange es diese Nahrung gab, würden sie keinen Hunger leiden. Und solange sie im Dschungel waren, würde es solche genießbare Blätter, Pilze und Wurzeln für sie geben…

Wieder wollte der Missionar wissen, was passiert war. Zamorra schaute sich mißtrauisch um.

»Sie wurden niedergeschlagen, nicht wahr?« fragte Massenet.

Zamorra hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Er suchte das bernsteinfarbene Augenpaar, konnte es aber nirgendwo entdecken.

Trotzdem war er ganz sicher, daß dieser unheimliche Dämon, der ihn niedergeschlagen und entwaffnet hatte, immer noch ganz in seiner Nähe war.

»Ja«, sagte er zu Massenet. »Ja, ich wurde niedergeschlagen.«

»Von wem?«

»Keine Ahnung.«

»Weshalb haben Sie das Lager verlassen, Professor?«

Zamorra erzählte es ihm. Vermied es aber, von einem Dämon zu sprechen.

»Kommen Sie«, zischte Massenet. »Gehen wir zu den anderen

zurück.«

»Fürchten Sie sich?« fragte Zamorra.

»Ehrlich gesagt – ja.«

Sie kehrten um.

Der Missionar blieb unvermittelt stehen und räusperte sich. »Im Vertrauen, Professor… Ich habe Ihnen nicht alles über diese Gegend gesagt.«

»Was haben Sie verschwiegen?« erkundigte sich Zamorra.

»In diesem Dschungel lebt ein Negerstamm… Diese Leute sind Menschenfresser!«

Auch das noch! dachte Zamorra.

»Sie wissen bestimmt schon, daß wir da sind«, sagte Massenet gepreßt.

»Hatten Sie schon mal Kontakt mit ihnen?«

»Himmel, nein«, flüsterte Massenet erschrocken. »Dann würde ich vermutlich jetzt nicht vor Ihnen stehen. Vielleicht hat einer dieser Neger Sie niedergeschlagen.«

Zamorra nickte. »Ja. Vielleicht.« Aber er war anderer Meinung.

Jene Bestie, die ihn vorhin niedergeschlagen hatte, war kein menschliches Wesen gewesen. Keine Augen leuchten so erschreckend hell in der Dunkelheit.

»Sie verwenden Giftpfeile«, erzählte Massenet gepreßt. »Der Dschungel selbst schenkt ihnen dieses Gift. Kennen Sie die zu den Euphorbien gehörenden Sträucher?«

Zamorra schüttelte den Kopf.

Massenet erläuterte: »Der milchige Saft enthält das Gift Euphorbon. Aus ihm gewinnen die Schwarzen ihr Pfeilgift. Es wirkt beim Menschen entzündend auf die Schleimhäute, bewirkt schweres Erbrechen und Durchfall beim Einnehmen. Gerät das Gift in die Blutbahn, so treten schwere Kreislaufstörungen ein. Ein Kreislaufkollaps kann letztlich zum Tod des Vergifteten führen. Deshalb werden wir uns vor den Giftpfeilen der Schwarzen sehr in acht nehmen müssen!«

***

Bill Fleming, ein großer, kerngesunder, kräftiger Mann mit blondem Haar und braunem Teint, betrat das große Gebäude des Jan-Smuts-Flughafens. Von hier waren es noch einundzwanzig Kilometer bis Johannesburg. Sein Autobus brachte ihn mit einer Schar Touristen zum Flugterminal, der sich vor dem Hauptbahnhof befand. Hier kamen mehrmals täglich aus allen Teilen Südafrikas, Rhodesiens und anderer Nachbarstaaten Fernzüge an. Dementsprechend hektisch war auch das Treiben, das hier herrschte.

Eine Sehenswürdigkeit besonderer Art ist gegenüber dem Bahnhof

der 1968 fertig gestellte Wolkenkratzer mit Super-Luxushotel ›The President‹.

Ein Boy nahm Bill das Gepäck ab. Er betrat die riesige Hotelhalle.

Sein Zimmer hatte er telefonisch reserviert. Es gab keine Panne. An der Rezeption fragte er nach Nicole Duval.

Da rief eine helle, sympathische, aufgeregte Mädchenstimme:

»Bill! Bill! Bill Fleming…!«

Er drehte sich um.

Nicole Duval kam auf ihn zugerannt.

Sie warf sich ihm an den Hals, umarmte ihn wie einen Bruder, den sie viele Jahre nicht mehr gesehen hatte.

»Ich bin sehr froh, daß du so schnell gekommen bist«, sagte sie atemlos.

»Warum verlierst du so viele Worte über selbstverständliche Dinge?« sagte er schmunzelnd.

Der Boy brachte sein Gepäck auf sein Zimmer. Er ging mit Nicole Duval in die vornehme Hotelbar, um das Wiedersehen zu feiern. Sie nahm Cognac. Er nahm Bourbon. Dann stießen sie an.

»Wie lange bist du schon in Johannesburg?« erkundigte sich Fleming.

»Seit drei Stunden«, sagte Nicole.

»Hast du schon etwas unternommen? Natürlich hast du. Ich kann es dir ansehen.«

»Ich habe gleich nach meiner Ankunft das Air-France-Büro aufgesucht und mit dem Einsatzleiter der Suchtrupps gesprochen.«

»Wie heißt der Mann?«

»Roger Metrane.«

»Und?«

Nicole hob seufzend die Schultern. »Immer noch nichts. Sie fliegen wie die Verrückten hin und her. Aber alle Meldungen, die Metrane bekommt, sind negativ.«

»Wo suchen sie?« fragte Bill.

Nicole leerte ihren Schwenker und sagte es Bill dann. Und sie fügte hinzu: »Natürlich dehnen sie ihren Aktionsradius immer mehr aus.«

Fleming goß sich den Bourbon in den Hals und meinte zum Barkeeper, er möge die Drinks auf seine Rechnung setzen.

»Das geht in Ordnung, Sir«, sagte der hellhäutige Bursche und machte sich eine Notiz.

Bill sagte zu Nicole: »Wir werden da nach der Maschine suchen, wo die anderen noch nicht gesucht haben, okay?«

Sie aßen eine Kleinigkeit: Sosatie, eine stark gewürzte Speise, die von den Kapmalaien aus Asien mitgebracht wurde.

Danach duschte Bill. Er zog sich um. Nicole erwartete ihn ungeduldig.

»Zum Glück sind diesmal keine bösen Mächte im Spiel, wie das bei

Zamorra sonst immer der Fall ist«, sagte Fleming. »Das läßt mich hoffen, daß die Sache doch noch ein gutes Ende findet.«

Nicole machte sich trotzdem Vorwürfe, das silberne Amulett nicht von Château Montagne geholt zu haben.

Bill meinte: »Hier brauchen wir es ganz bestimmt nicht, Nicole. Hier liegt eindeutig die Tat zweier Krimineller vor. Um sie unschädlich zu machen, brauchen wir keinen silbernen Talisman. Flynapper sind keine Geister oder Dämonen…« Bill unterbrach sich selbst und blickte nachdenklich auf den Boden.

»Was ist?« fragte Nicole sofort.

»Ich finde bloß eines an diesem Fall eigenartig.«

»Was, Bill?«

»Wieso haben sich die Flynapper immer noch nicht gemeldet? Ich meine, ich sehe keinen Sinn darin, eine vollbesetzte Linienmaschine zu entführen und irgendwo zu verstecken, damit sie keiner mehr findet. Dabei fehlt mir irgend etwas. Flugzeugentführer knüpfen an ihre Tat zumeist ziemlich bald schon irgendeine Forderung. Sie wollen entweder Geld haben oder sie verlangen, daß irgend jemand aus einem Gefängnis entlassen wird… Aber ich habe noch nie gehört, daß ein Flugzeug ohne das geringste Motiv entführt wurde. Nur so zum Spaß, um die Welt ein bißchen zu erschrecken.«

»Das Nichtmelden der Flynapper könnte einen ganz bestimmten Grund haben, Bill«, sagte Nicole gedämpft.

Fleming schaute sie an und wußte, was sie andeuten wollte.

»Bruchlandung? Ein defektes Funkgerät? Hundertzwanzig Tote – plus Besatzung?«

Nicole Duval nickte zaghaft. Es tat ihr bis in die Seele hinein weh, an so etwas denken zu müssen. Aber hatte es einen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken? Konnte man eine Wahrheit dadurch ungeschehen machen, indem man sie einfach nicht akzeptierte?

»Wir suchen jetzt Roger Metrane auf und sagen ihm, was wir vorhaben«, sagte Bill Fleming.

Sie verließen das Hotel ›The President‹.

Zehn Minuten später betraten sie Metranes Office. Der Mann war klein, hatte eine romanisch gebogene Nase, sah aus wie ein Paradefranzose, war galant und freundlich.

»Zigarette?« fragte er Nicole und Bill. Die beiden griffen zu, als er ihnen seine silberne Zigarettendose aufgeklappt hinhielt. Auch Feuer bekamen sie von ihm. Hinter ihm an der Wand hing eine Karte von Südafrika. Deutlich waren die Provinzen eingezeichnet: Buschveld. Betschuanaland. Namaqualand… Auf dem klobigen Schreibtisch standen vier Telefone. Manchmal schlugen sie gleichzeitig an.

Metrane war mächtig eingespannt. Zwischen den Telefonaten fand er Zeit, Nicole und Bill zu erläutern, was sich über dem Afrikanischen

Kontinent abspielte.

»Wir sind nun schon so weit, daß jeder Staat auf seinem Gebiet zu suchen begonnen hat«, erzählte Metrane. Er legte eine Karte auf den Tisch und strich mit einem Filzschreiber ab, was schon ergebnislos gefilzt worden war. »Bald kann ich den ganzen Kontinent abstreichen«, sagte Metrane seufzend. Er sog nervös an seiner Zigarette.

»Glauben Sie mir, ich bin ein alter Hase in diesem Geschäft. Aber so etwas ist mir noch nicht untergekommen.«

Wieder schlugen zwei Telefone gleichzeitig an. Metrane hob beide Hörer ab. Wenn sich alle Männer so einsetzten wie er, mußte die Maschine in den nächsten vierundzwanzig Stunden gefunden werden.

Bill eröffnete dem Einsatzleiter der Suchtrupps, Nicole und er wollten sich an der Suche beteiligen.

»Wie stellen Sie sich das vor?« fragte Metrane verwundert.

»Gibt es auf dem Jan-Smuts-Flughafen Privatmaschinen zu mieten?« erkundigte sich Bill.

»Das ist nicht billig«, warnte Metrane.

»Hauptsache, es gibt welche«, erwiderte Fleming. Er teilte dem Franzosen mit, wo er nach der verschollenen Maschine zu suchen gedachte. Metrane nahm es zur Kenntnis und bat den Amerikaner, sich zweimal am Tag über Funk mit seinem Büro in Verbindung zu setzen. Fleming versprach das.

***

Meter um Meter mußten sie dem hartnäckigen Dschungel abringen.

Der Pfad, der sich durch den Urwald schlängelte, schien seit Jahren nicht mehr benutzt worden zu sein. Myriaden von Fliegen umsummten die zwanzigköpfige Schar. Jeder, der ein Messer hatte, schnitt Äste und Lianen ab. Seit Tagesanbruch hatte Zamorra nicht mehr das Gefühl, beobachtet zu werden. Trotzdem wußte er, daß es nicht zwanzig Personen waren, die sich durch den Dschungel schlugen, sondern einundzwanzig. Schon jetzt rechnete Zamorra damit, jenem unheimlichen Wesen bei Einbruch der Dunkelheit wieder zu begegnen.

Sie kamen schleppend voran.

Männer und Frauen waren erschöpft. Massenet und Zamorra hielten nach den Menschenfressern Ausschau. Doch kein Schwarzer ließ sich in ihrer Nähe blicken.

Drückende Schwüle herrschte im Tropenwald. Über ihren Köpfen sausten Flugeichhörnchen von Ast zu Ast. Graupapageien stimmten ein fürchterliches Protestgeschrei an, als sich die Männer immer näher an sie heranarbeiteten. Eine Gruppe Schimpansen stimmte in dieses Gekreische ein.

Plötzlich brüllte ein Mensch.

Zamorra blickte Robert Holm an, der mit seinem Messer neben ihm ging und sich genau wie er in den Urwald hineinschnitt.

Ein zweiter Mann schrie.

Und eine Frau.

Dann: »Zamorra! Professor Zamorra! Kommen Sie schnell!« Das war die Stimme von Maurice Massenet.

Atemlos hastete Zamorra zurück. Frauen und Männer wichen zur Seite. Zamorra hörte das Brüllen eines Mannes. Dann sah er ihn.

Schaum stand vor seinem Mund. Er lag auf dem Rücken. Bianco und Massenet hielten ihn fest. Sein Gesicht war knallrot. Seine Augen waren weit aus den Höhlen getreten. Er warf den Kopf wild hin und her, schrie und kreischte und spuckte.

Der Mann hieß Tony Dobson. Er war Vertreter einer englischen Baufirma, die in Südafrika das große Geschäft machen wollte. Deshalb hatte sie den wortgewandten Dobson losgeschickt, um erst mal das Terrain zu sondieren und für die Firmenchefs hinterher die Wege zu ebnen.

Der rothaarige Dobson war kaum wiederzuerkennen. Sein Gesicht war zu einer schrecklichen, haßerfüllten Fratze geworden. Er war kräftig und vital. Bianco und Massenet hatten große Mühe, ihn festzuhalten.

»Loslassen!« brüllte er, daß ihm die Seele beinahe aus dem Hals flog. »Laßt mich los, ihr verfluchten Schweine! Ihr sollt mich loslassen! Ihr habt kein Recht, mich so zu behandeln! Ich verlange mein Recht! Ich verlange, daß ihr mich in Ruhe laßt! Ich protestiere gegen diese Behandlung! Das ist Freiheitsberaubung!«

Zamorra erreichte den Tobenden.

Auf ein Zeichen von ihm ließen Tito Bianco und Maurice Massenet den Mann los.

»Was ist los mit ihm?« fragte Zamorra.

Der Missionar erhob sich keuchend. »Er hat sich einfach auf den Boden gesetzt und gesagt, er gehe keinen Schritt mehr weiter.«

»Ist das richtig, Dobson?« fragte der Professor.

»Ja!« plärrte der Engländer und richtete sich wütend auf. »Ja, jedes Wort stimmt!«

»Wir wollten ihn mit uns schleppen«, erzählte Bianco. »Da drehte er durch. Er griff den Missionar an. Wir mußten ihn gemeinsam niederringen!«

Dobson starrte den Italiener zornig an. »Wenn ihr mich nicht angefaßt hättet, hätte ich euch nichts getan! Niemand von euch hat das Recht, mich zu etwas zu zwingen, das ich nicht tun will! Ich bin mein eigener Herr. Ich kann allein entscheiden, was ich tun möchte! Ich brauche niemanden, der für mich entscheidet! Ich bin kein Narr!«

»Warum wollen Sie nicht mehr weitergehen?« erkundigte sich Zamorra.
»Weil ich keinen Dachschaden habe!« schrie ihm Dobson ins Gesicht.
»Sind Sie der Meinung, wir wissen nicht, was wir tun?«
»Jawohl. Dieser Meinung bin ich, Zamorra! Ihr habt alle einen Vogel! Ihr rennt in den sicheren Tod! Wozu strapaziert ihr euch so? Dieser verdammte Dschungel nimmt kein Ende. Er wird uns umbringen. Wir rennen im Kreis. Ist euch das noch nicht aufgefallen? Ich bin nicht so verrückt wie ihr. Mir tun die Füße weh. Ich gehe nicht mehr weiter. Ich warte, bis ihr hier wieder vorbeikommt!«
»Sie sind sehr unvernünftig, Mr. Dobson«, sagte Zamorra.
»Finde ich gar nicht!« plärrte der Engländer.
»Stehen Sie auf und gehen Sie weiter!« sagte Zamorra scharf.
»Auch Sie haben mir nichts zu befehlen!« schrie Dobson und spuckte dabei.
»Ich habe nicht die Absicht, Ihnen etwas zu befehlen.«
»Um so besser. Dann nehmen Sie diese verrückte Bande und ziehen Sie mit ihr weiter in den Urwald hinein. Ich bleibe hier. Das steht fest!«
»Wir können Sie nicht einfach Ihrem Schicksal überlassen, Dobson!« sagte Zamorra ärgerlich.
Der Engländer schrie: »Niemand braucht sich für mich verantwortlich zu fühlen, Leute! Ich habe die Bruchlandung überlebt. Ich werde auch das Alleinsein im Dschungel überleben.«
»Ich appelliere noch einmal mit Nachdruck an Ihre Vernunft, Dobson!«
»Papperlapapp. Sparen Sie sich das Gerede, Zamorra. Ziehen Sie mit diesen Schafen weiter. Ich komme nicht mehr mit Ihnen. Ich weigere mich auf das entschiedenste, noch einen Schritt weiterzugehen!«
»Mann, warum verrennen Sie sich bloß in diese Idee?« herrschte Zamorra den Engländer an.
»Geben Sie sich keine Mühe. Lassen Sie mich in Ruhe!« bellte Tony Dobson.
»Allein sind Sie den Gefahren des Dschungels hilflos ausgeliefert!«
Zamorra dachte dabei vor allem an jene geisterhafte Erscheinung, die ihn brutal niedergeschlagen hatte. Dobson würde eine willkommene Beute für den Dämon mit den bernsteinfarbenen Augen sein.
Doch alles Reden half nichts. Dobson blieb dabei. Er wolle keinen Schritt mehr weitergehen. Es war ihnen nicht möglich, ihn zum Mitgehen zu zwingen.
Also ließen sie ihn zurück.
Er grinste ihnen spöttisch nach und dachte wohl: Da gehen sie, diese blöden Menschen. Rennen durch den Wald und mitten hinein in ihr Verderben. Bald war er hinter dem dichten Blattwerk von Büschen

verschwunden.
Es war nicht anzunehmen, daß sie ihn jemals wiedersehen würden.

***

Roger Metrane persönlich bemühte sich um eine Maschine mit großer Reichweite für Bill und Nicole. Während der Vogel aufgetankt wurde, erledigte Fleming die nötigen Formalitäten. Dann traf er sich noch einmal mit dem Franzosen.

Metrane händigte ihm mehrere Spezialkarten aus. »Ich habe die allerletzten Meldungen, die soeben hereinkamen, auf den Karten eingetragen«, sagte der Franzose.

Bill bedankte sich.

»Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei der Suche nach Ihrem Freund.«

»Mal sehen, wo sich der Schlingel versteckt hat«, lächelte Fleming.

Ein Mann im grauen Overall meldete, daß das Mietflugzeug startklar sei. »Also dann…«, sagte Bill.

»Kommen Sie gut zurück.«

»Wird schon schiefgehen.«

»Und vergessen Sie nicht, sich zweimal am Tag mit mir in Verbindung zu setzen«, sagte Metrane.

»Mache ich«, nickte Bill.

Der Franzose küßte Nicoles Hand. »Mademoiselle.«

»Auf Wiedersehen, Monsieur Metrane«, sagte die Sekretärin Zamorras. »Sie waren uns eine große Hilfe.«

»Ich habe kaum etwas für Sie getan.«

Metrane schaute ihnen nach. Nicole Duval und Bill Fleming bestiegen das Flugzeug. Fleming betrachtete kurz die Instrumente. Er flog nicht zum erstenmal, hatte zu Hause in Amerika seine regelmäßigen Flugstunden. Das Instrumentarium war ihm bestens vertraut. Metrane hatte ihnen tatsächlich den Vogel mit der größten Reichweite besorgt. Vom Kontrollturm kam die Starterlaubnis. Bill fegte los.

Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil raste die Maschine über die lange Betonpiste.

Fleming nahm die Schnauze des Vogels hoch. Das Flugzeug lag hervorragend auf den Tragflächen. Es glitt mit dröhnenden Motoren in den stahlblauen Himmel hinein.

Die Suche nach Zamorra begann.

Ein ganz persönliches Abenteuer nahm seinen Lauf…

***

Unterdessen hatte die Gruppe um Professor Zamorra bereits zwanzig Kilometer durch den unwegsamen Dschungel zurückgelegt.

Mehr und mehr griff die allgemeine Erschöpfung um sich. Vor allem die Frauen waren schon stark angegriffen, wankten hinter den Männern mit abgespannten Gesichtern her, fielen um, kämpften sich

mit zusammengebissenen Zähnen wieder hoch, stelzten müde und abgezehrt weiter.

Obwohl die Sonne den Dschungelboden kaum erreichte, war es schrecklich heiß.

Wohin Zamorra schaute, sah er schweißnasse Gesichter, in die tiefe Falten von übermenschlichen Strapazen gegraben waren. Sobald er das Zeichen zur Rast gab, setzten sich die Leute hin, wo sie gerade standen.

Sie sparten mit ihren Kräften, wo immer sie konnten. Auch Zamorra kämpfte gegen die bleierne Müdigkeit an, die ihn brutal niederdrücken wollte.

Seine Beine brannten wie Feuer. An den Füßen hatte er schmerzende Blasen. Seine Arme waren so schwer, daß er sie kaum noch heben konnte. Trotzdem verlangte er sich selbst das allerletzte ab, denn er wußte, daß er den anderen mit gutem Beispiel vorangehen mußte. Wenn er erst mal schlappmachte, dann würden auch die anderen keinen Schritt mehr weitergehen.

Und was kam dann?

Zamorra dachte an die Schwarzen mit ihren gefährlichen Giftpfeilen. Bisher hatten sie sie verschont. Trotzdem hieß das noch nicht, daß sie von den Menschenfressern auch weiterhin in Ruhe gelassen werden würden.

Dieses pausenlose Augenoffen-Halten ermüdete zusätzlich. Größte Konzentration war nötig. Hinter jedem Busch, hinter jedem Baum konnte der erste Schwarze hocken. Und Zamorra marschierte stets in der ersten Front. Ein abgeschossener Giftpfeil hätte ihn vermutlich zuerst getroffen.

Der Professor hob die Hand.

Die Gruppe blieb sofort stehen. Man war zu müde zum Reden, setzte sich auf den von Farnen überwucherten Boden, starrte vor sich hin. In einigen Gesichtern stand Hoffnungslosigkeit.

Über den Köpfen der Gruppe tobte eine Schimpansenherde. Auch Zamorra setzte sich. Er hatte an den Händen Schwielen. Mehr denn je mußten sie dem Urwald den verwachsenen Pfad entreißen.

Maurice Massenet ließ sich neben dem Professor nieder.

Robert Holm kümmerte sich um seine Verlobte. Sie hielt sehr tapfer mit, kein Klagelaut kam über ihre Lippen. Aber ihre Miene drückte größte Erschöpfung aus.

Modest Jurinac legte sich zurück und schloß die Augen. Tito Bianco nahm sich der Stewardeß an…

Zamorra dachte an die bernsteinfarbene Bestie, die ihn niedergeschlagen und entwaffnet hatte. Sie hatte das nicht ohne Grund getan. Er war sicher, daß sie wiederkommen würde. Aber wann? Diese Ungewißheit quälte ihn. Und es folterte ihn, daß er mit

niemandem darüber sprechen durfte.
»Dieser Urwald nimmt kein Ende!« seufzte Zamorra müde.
»Wir schaffen es, Professor!« versprach Massenet. Zamorra hätte dem Missionar niemals diese Zähigkeit zugetraut.
Zamorra dachte an Tony Dobson, und er machte sich ernste Vorwürfe, weil er den Mann zurückgelassen hatte. Sicher, Dobson hatte es so gewollt, aber hätte er ihn nicht länger zu überreden versuchen sollen? Und – falls das Reden letzten Endes doch nicht fruchtete – hätte er Dobson nicht einfach zusammenschlagen und mitschleppen sollen?
Aber wer… wer hätte das tun wollen? Nicht, ihn zusammenschlagen. Ihn mitschleppen. Von diesen Leuten hier konnte kaum einer selbst noch so richtig kriechen. Wer hätte Dobson schleppen sollen?
Keiner wäre dazu imstande gewesen. Auch Zamorra nicht.
»Wie weit noch, Monsieur Massenet?« erkundigte sich Zamorra und wischte sich den beißenden Schweiß aus den Augen.
Der Missionar schürzte überlegend die Unterlippe. Er hob den Kopf, blickte zum grünen Baldachin hoch und verzog das Gesicht.
»Nun?« fragte Zamorra. »Sagen Sie bloß nicht, Sie hätten die Orientierung verloren. Das wäre unser Untergang.«
»Wenn ich mich nickt irre, haben wir noch ungefähr acht Kilometer Dschungel vor uns.«
»Und dann?«
»Dann kommt die Schlucht.«
»Die, von der Bianco gelesen hat?«
»Ja. Sobald wir das Ende des Tropenwaldes erreicht haben, werden wir rasten. Wir werden auf die Nacht warten…«
»Weshalb das?« fragte Zamorra.
»Überlegen Sie, Professor. Die Sonne würde unser Gehirn austrocknen. Sie würde unser Blut eindicken. Und dann fallen die Leute einfach um. Wie die Fliegen. Deshalb werden wir, sobald wir den Urwald hinter uns gebracht haben, nur noch nachts marschieren.«
Ein Brummen ließ Zamorra aufhorchen. Sein Kopf ruckte hoch. Er hielt unwillkürlich den Atem an. Seine Augen wurden schmal. Sein Herz pochte aufgeregt gegen die Rippen.
»Hören Sie das, Massenet?« fragte er erregt.
»Ja.«
»Ein Flugzeug!« sagte Zamorra.
Modest Jurinac setzte sich jäh auf. Alle schauten jetzt zum dichten Blätterdach empor. Das Brummen kam näher.
»Könnte ein Suchflugzeug sein«, sagte Massenet. »Aber sie werden uns nicht entdecken. Nicht in der Tiefe dieses undurchdringlichen Dschungels.«
Jurinac sprang keuchend auf. Sein Gesicht zuckte. Seine Lippen

bebten. Er starrte zu den Baumwipfeln hoch und drehte sich nervös im Kreis.

Und dann begann er aus Leibeskräften zu schreien. »Hier sind wir! Hier!«

Er ruderte mit den Armen durch die Luft. Zamorra schüttelte den Kopf. Was der Dirigent machte, hatte überhaupt keinen Zweck.

Aber Jurinac war dermaßen verzweifelt, daß er nicht aufhörte, zu schreien und zu toben.

»Hier sind wir! Hier!« Er wandte sich an die anderen. »So macht euch doch auch bemerkbar. Steht auf! Steht auf und schreit mit mir!«

Der kleine Hoffnungsfunke, der in seiner Brust gloste, ließ ihn für wenige Augenblicke die Erschöpfung vergessen. Er hüpfte, schrie und kreischte. Sein Gesicht lief mehr und mehr rot an. Zamorra befürchtete, daß der Komponist und Dirigent sich einem Schlaganfall näherte.

»Wir sind hier!« kreischte der Verzweifelte.

Dann begann er zu rennen. Das Brummen nahm ab. Er weinte. Er lief den Pfad zurück, den sie gekommen waren, das Gesicht nach oben gerichtet, den Mund weit aufgerissen. Und er schrie immer noch. Er stolperte und fiel, kämpfte sich wieder hoch, rannte weiter, brüllte sich die Seele aus dem Leib.

»Wieso hört ihr mich nicht! Hier bin ich! Hier! Hier! Hier!«

Tito Bianco und Robert Holm kämpften sich mühsam hoch. Sie eilten hinter dem Tobenden her.

Jurinac heulte herzzerreißend. »Wieso könnt ihr mich denn nicht hören? Ich hab doch die Sonne vom Himmel geschrien! Wieso habt ihr das denn nicht gehört? Seid ihr taub, ihr da oben? Taub und blind?«

Holm und Bianco holten den Komponisten ein. Tränen rollten über Jurinacs Wangen. Entgeistert schaute er die beiden Männer an, die ihm nachgelaufen waren.

Das Brummen nahm ab.

Verdattert schaute Jurinac in Holms Gesicht. »Sie haben mich nicht beachtet. Könnt ihr das verstehen? Mein Gott, sie haben mich überhaupt nicht beachtet.«

Jetzt wurde er schwach. Das Brummen verebbte. Und mit dem schnellen Abschwellen des Motorengeräusches verlor Jurinac alle Spannkraft.

Er knickte in den Knien ein.

Holm und Bianco, die selbst kaum noch auf den Beinen bleiben konnten, stützten ihn und brachten ihn zu den anderen zurück. Jurinac weinte wie ein kleiner Junge.

Die einzige Hoffnung, die er während dieses langen Marsches durch den unbarmherzigen Dschungel gehabt hatte, war über ihn hinweggebraust, ohne von ihm Notiz zu nehmen.

Er konnte das einfach nicht begreifen. Wo er doch so wahnsinnig laut gebrüllt hatte. Hätte man das nicht sogar im Himmel hören müssen?

Sie ließen Jurinac dort auf den Boden sinken, wo er zuvor gelegen hatte. Er schaute sich vorwurfsvoll um.

»Ihr hättet alle rufen müssen, dann hätten sie uns nicht überhören können. Alle neunzehn Kehlen hätten losbrüllen müssen, dann wä- ren die Bäume umgefallen, und die Männer im Flugzeug hätten uns gesehen…«

Er brach ab, war zu müde zum Sprechen.

Zamorra versuchte ihn zu trösten: »Sie werden das Flugzeugwrack entdecken…«

»Glauben Sie?« fragte Jurinac zweifelnd.

»Ich bin sicher. Sie fliegen in diese Richtung. Sie werden ihre Entdeckung weitermelden. Und wenn wir den Dschungel hinter uns haben, werden uns bereits Helikopter erwarten…«

»Sie lügen, Zamorra!« schrie Jurinac mit von grenzenloser Verzweiflung verzerrtem Gesicht. »Zum Henker, warum belügen Sie mich? Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Sie werden das Wrack genausowenig entdecken, wie sie uns gesehen haben. Und es werden keine Hubschrauber auf uns warten. Langsam glaube ich, was Dobson gesagt hat. Wir laufen in diesem verdammten Urwald im Kreis. Und wir werden langsam aber sicher vor die Hunde gehen…«

»Es sind nur noch acht Kilometer bis zum Ende des Dschungels«, behauptete Zamorra. »Zwanzig Kilometer haben wir bereits hinter uns. Wir schaffen gewiß auch noch den Rest.«

Jurinac schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich nicht mehr, Zamorra. Ich nicht mehr. Ich bin mit meinen Kräften am Ende…«

Der Komponist bäumte sich plötzlich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf. Seine Hand flog an die Brust. Seine Finger krallten sich ins zerfetzte Hemd. Er knirschte mit den Zähnen, die Augen kamen weit aus den Höhlen. Er japste nach Luft.

»Herzanfall!« stieß Massenet aufgeregt hervor.

Jurinac sackte nach hinten.

Yvonne Dorleac, die Stewardeß, kramte in einer kleinen Handapotheke herum. Sie hatte noch einige Medikamente aus dem Flugzeug mitnehmen können.

»Haben Sie etwas, das ihm hilft?« fragte Zamorra aufgeregt.

»Ja«, keuchte das hübsche Mädchen.

Jurinac wand sich unter unsäglichen Schmerzen auf dem Boden.

Sein Atem ging unregelmäßig. Er ächzte und stöhnte. Wie gelähmt schauten die anderen zu, wie er sich quälte.

Yvonne zog eine Spritze auf. Zamorra eilte zu Jurinac, fegte ihm den Ärmel hoch, wischte die Armbeuge mit Wundbenzin sauber, dann versenkte die Stewardeß die lange Kanüle in Jurinacs Arm und ließ

sogleich den Kolben fahren.

Ohne das Serum hätte Jurinac den Anfall nicht überlebt. Er wurde sehr bald ruhiger. Sein verzerrtes Gesicht entspannte sich. Er vermochte wieder regelmäßig zu atmen.

Zamorra schaute das Mädchen dankbar an. »Sie sind ein Engel, Yvonne. Sie haben ihm das Leben gerettet.«

Yvonne senkte den Blick. »Das war doch selbstverständlich, Professor. Engel tun weit mehr als das.«

»Was haben Sie sonst in Ihrer Apotheke?« erkundigte sich Zamorra.

»Nur noch Tabletten gegen Darmkoliken und Tropfen gegen die Reisekrankheit. Mehr konnte ich in der Eile nicht zusammenraffen.«

»Sie waren ungemein geistesgegenwärtig, noch an so etwas zu denken«, lobte der Professor.

»Schlafpulver habe ich auch noch«, sagte Yvonne verlegen.

»Geben Sie ihm was davon«, verlangte Zamorra und wies auf den Dirigenten.

Yvonne holte die kleine Apotheke. Für diesen Tag war an eine Fortsetzung des Gewaltmarsches nicht mehr zu denken. Jurinac brauchte Ruhe und Erholung. Jeder weitere Schritt hätte ihn das Leben kosten können. Das wollte und durfte Zamorra nicht riskieren.

Außerdem – eine Verschnaufpause schadete ihnen allen nicht.

»Sie sind ein tapferes, zähes Mädchen«, sagte der Professor.

Die Stewardeß lächelte schwach. »Der Schein trügt, Professor. Ich bin genauso kaputt wie alle anderen.«

»Man merkt es Ihnen nicht an.«

»Ich kann mich gut verstellen.«

Holm betreute wieder seine Verlobte.

Bianco redete auf die Leute ein, die ihn umgaben.

Er versuchte ihnen neuen Mut zu machen, malte die Zukunft mit rosigen Farben.

»Wie sehen Sie unsere Chancen, Professor?« fragte Yvonne. Ihre Uniform hing in Fetzen an ihrem wohlgeformten Körper.

Zamorra schaute sie nachdenklich an. »Möchten Sie die offizielle Version hören?«

»Ich möchte, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Das, was Sie denken.«

»Wenn alle Frauen so tapfer durchhalten wie Sie…«

»Ja?«

»Dann kommen wir ganz bestimmt durch.«

Yvonne schaute den Professor prüfend an. »Ist das wirklich Ihre ehrliche Ansicht?«

»Absolut. Davon bin ich überzeugt, Yvonne. Es sind doch nur noch acht Kilometer. Wir haben inzwischen gelernt, uns von diesem verflixten Wald nicht unterkriegen zu lassen…«

»Trotzdem hat uns der Dschungel müde und schwach gemacht. Wir

kommen nicht mehr so schnell voran wie am Anfang.«

»Dafür machen wir aber auch nicht mehr all die kraftraubenden Fehler, die wir zu Beginn gemacht haben. Sind Sie Pariserin?«

»Ja.«

»Sie werden Ihren Eiffelturm wiedersehen, das verspreche ich Ihnen, Yvonne.«

Die Stewardeß lächelte matt. »Sie sind ein wahnsinnig netter Kerl, Professor.«

»Haben Sie einen Freund?«

»Ja. Er arbeitet beim Flugsicherungsdienst.«

»Lieben Sie ihn?«

»Sehr.«

»Sie werden ihn heiraten und ihm zwei Kinder schenken. Und ich werde der Pate dieser beiden Kinder sein, einverstanden?« Zamorra hielt dem tapferen Mädchen die Hand hin. Sie zögerte kurz. Aber dann griff sie rasch zu, als würde von diesem Händedruck das Überleben in dieser furchtbaren Wildnis abhängen.

»Einverstanden«, sagte sie und nickte hastig.

Später bewaffneten sich alle Männer mit armdicken Ästen. Dann schwärmten sie aus, um nach Nahrung zu suchen. Blätter, Wurzeln und Beeren trugen sie zusammen. Was sie fanden und für genießbar hielten, brachten sie heran. Auch Pilze legten sie auf das in der Mitte des improvisierten Lagers ausgebreitete Jackett. Maurice Massenet sortierte aus, was ungenießbar war. Dann wurden gerechte Rationen ausgeteilt. Das übernahm Professor Zamorra.

Niemand beachtete Willa Salik.

Die Dämmerung setzte ein.

Der Abend kam. Mit dem Mädchen ging eine seltsame Wandlung vor sich. Sie hatte braunes Haar, ein hübsches, puppenhaftes Gesicht und braune Augen. Sie war ohne Begleiter unterwegs. Zumeist hielt sie sich im Hintergrund auf, ohne jemandem aufzufallen.

Deshalb sah niemand die Wandlung, die mit ihr passierte. Ihre dunkelbraunen Augen wurden allmählich heller.

Sie nahmen eine bernsteinfarbene Tönung an, fingen an zu leuchten.

Mit diesen seltsam veränderten Augen starrte das Mädchen Tito Bianco unentwegt an. Er saß so, daß er ihr den Rücken zukehrte.

Doch plötzlich fühlte er die unheimlichen Blicke des Mädchens. Etwas stach ihn förmlich in den Nacken.

Er wurde unruhig, wußte nicht, was ihn so nervös machte, schob zuerst der ungewöhnlichen Nahrung die Schuld zu. Aber die Unruhe begann von Minute zu Minute mehr in seinem Inneren zu wuchern.

Nervös flog seine Hand hoch. Er kratzte sich am Nacken, wollte dieses unerklärliche Gefühl fortwischen. Allmählich wurde ihm heiß. Er beobachte sich selbst, dachte an Fieber. Wunder wäre es keines

gewesen, bei diesen Myriaden von Mücken, von denen sie Tag und Nacht umschwirrt wurden.

Es dauerte nicht lange, da begriff er, daß ihn jemand fixierte. Der Blick irgendeines Menschen irritierte ihn. Unruhig schaute er sich um. Jurinac schlief. Massenet hing seinen Gedanken nach. Zamorra unterhielt sich mit Yvonne. Holm flüsterte mit seiner Verlobten…

Endlich erreichte sein Blick Willa Salik.

Er erschrak. Solch leuchtende Augen hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Wie war das möglich?

Der Blick des Mädchens schlug ihn ungemein schnell in seinen Bann. Er hatte das Gefühl, von Willas seltsamen Augen hypnotisiert zu werden.

Er wollte sich davon losreißen, aber das war ihm nicht möglich. Er mußte sie immerzu ansehen. Sie zwang ihn dazu. Aufgeregt pochte sein Herz gegen die Rippen.

Er wollte Zamorra und die anderen auf Willa aufmerksam machen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Er bekam keinen Laut über die bleichen Lippen.

Doch mit dem unheimlichen Strahlen der Augen war es noch nicht getan. Mit einemmal hatte Bianco das Gefühl, dieses Mädchen trüge den Kopf einer Katze auf den Schultern.

Diese Erkenntnis versuchte ihn zu lähmen. Unfaßbar. Ein Mädchen mit einem Katzenkopf. Wie konnte es denn so etwas geben.

Verstört versuchte er sich einzureden, seine Phantasie würde ihn narren.

Doch das war nicht der Fall. Immer deutlicher erkannte er die Konturen des Katzenkopfs auf Willas Schultern. Was für ein seltsames Mädchen war das?

Etwas Feindseliges lag in ihren bernsteinfarbenen Augen. Bianco dachte unwillkürlich daran, daß das Mädchen eine Hexe sein könnte. Noch nie war ihm solch ein Gedanke gekommen.

Doch nun war er absolut sicher, daß dieses Mädchen dort eine Hexe war, die sich zum erstenmal so zeigte, wie sie wirklich aussah.

Verzweifelt versuchte Bianco, sich ihres Einflusses zu entziehen.

Benommen schüttelte er den Kopf. Er spürte, daß ihm dieses Mädchen etwas Böses antun wollte. Mit jeder Faser seines Körpers spürte er die drohende Gefahr, die von Willa Salik ausging.

Mechanisch suchten seine Finger einen Gegenstand, mit dem er sich verteidigen konnte.

Sie fanden den armdicken Ast, mit dem er sich während des Nahrungsuchens bewaffnet hatte.

Fest umschloß seine Hand den Stock. Du mußt ihr zuvorkommen! hämmerte es in seinem Kopf. Du mußt schneller sein als sie. Sie hat die Absicht, dich anzugreifen und zu vernichten. Tu es vor ihr. Greif

sie zuerst an. Erschlag sie, diese gefährliche Bestie, die dir nach dem Leben trachtet.

Aber Willa Salik bekam seinen Geist mehr und mehr unter Kontrolle. Sie kehrte seinen Selbsterhaltungstrieb um, machte daraus eine gefährliche Aggression, die sich gegen alle richtete, die ihn umgaben.

Haß flammte in seiner Brust auf. Mit dem Knüppel in der Hand sprang er auf. Sein Gesicht verzerrte sich. Er stieß wahnsinnige Schreie aus, war nicht mehr Herr seiner Sinne, tat nur noch das, was Willa ihm auf telepathischem Wege befahl…

Tito Bianco stieß gräßliche Laute aus.

Alle schreckten hoch.

Mit aller Gewalt hieb er auf die Köpfe zweier Frauen ein. Entsetzt verfolgten die anderen dieses furchtbare Schauspiel. Bianco erschlug die Frauen, und er nahm auch einem Mann, der ihm in den Arm fallen wollte, mit wuchtigen Hieben das Leben.

Zamorra federte hoch.

Er sprang über das Lagerfeuer und stürzte sich auf Bianco. Der Italiener richtete sich sofort gegen ihn. Keuchend, mit haßverzerrtem Gesicht, drosch er auf den Professor ein.

Surrend sauste die Keule nieder. Zamorra brachte sich mit einem weiten Satz in Sicherheit. Bianco holte zum nächsten Schlag aus. Zamorra unterlief den Mann, hob ihn hoch und schleuderte ihn auf den Boden. Wie ein Tier federte Bianco sofort wieder auf die Beine.

Ein waagrechter Hieb schlug Zamorra beinahe in der Mitte entzwei. Der Parapsychologe taumelte.

Bianco, der grausame Amokläufer, stieß ein schauriges Gelächter aus. Er versuchte dem Professor den Knüppel in den Bauch zu rammen.

Zamorra bekam das Holz zu fassen. Er drehte es mit aller Kraft herum. Er hätte dem Italiener die Arme gebrochen, wenn er seine Keule nicht losgelassen hätte.

Bianco stieß einen gurgelnden Schrei aus.

Zamorra warf die Keule weg, mit der Bianco in einem Anfall völliger geistiger Verwirrung drei Menschen erschlagen hatte.

Dann schlug Zamorra zu. Er setzte dem Wahnsinnigen eine Rechte haargenau auf den Punkt. Bianco brach zusammen. Holm kam gelaufen. Zamorra rief nach Yvonne, während sie den Tobenden auf die Erde niederpreßten. Bianco versuchte zu beißen. Er wand sich unter ihnen, bäumte sich auf, doch Holm und Zamorra ließen den Amokläufer nicht mehr los.

Yvonne eilte herbei.

»Haben Sie noch Schlafpulver?« fragte Zamorra keuchend.

»Ja.«

»Bringen Sie es. Schnell!«

Yvonne Dorleac nickte hastig und eilte zu ihrer Miniaturapotheke.

Mit zitternden Händen suchte sie nach einem der weißen Briefchen.

Bianco brüllte, als würde er gemartert. Sein Gesicht war kreidebleich. Weiße Schaumflocken rannen ihm aus den Mundwinkeln.

Yvonne kehrte zurück.

»Geben Sie ihm das Pulver«, befahl Zamorra.

Bianco warf den Kopf rasend schnell hin und her. Er preßte die Lippen fest zusammen. Da kam Massenet zu Hilfe. Er klemmte den Kopf des Tobenden zwischen seine Knie und zwang ihm mit einem derben Druck die Kiefer auseinander.

Yvonne schüttete dem Amokläufer das Pulver in den Rachen.

Massenet goß die letzten Whiskytropfen hinterher, die er noch in seiner Flasche gehabt hatte.

Bianco hustete. Er mußte schlucken, wenn er nicht ersticken wollte. Eine halbe Stunde tobte er weiter.

Dann beruhigte er sich allmählich. Zamorra und die anderen konnten von ihm ablassen. Er fiel in einen tiefen Schlaf.

Massenet schaute den Professor benommen an. »Was hat diesen Anfall ausgelöst, Monsieur Zamorra?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Parapsychologe. Er schaute sich mißtrauisch um. Es kam ihm so vor, als umspielte Willa Saliks Mund ein seltsam zufriedenes Lächeln.

***

Größte Bestürzung herrschte. Bianco hatte zwei Frauen und einen Mann erschlagen.

Nun zählte die Gruppe nur noch sechzehn Menschen! In den Gesichtern der Leute stand deutlich eine einzige Frage: Wie viele werden noch auf der Strecke bleiben?

Und Professor Zamorra fand diese Frage sehr berechtigt. Beim Anblick der Toten hatte er ein furchtbares Brennen im Hals. Wieso war es dazu gekommen? Wer hatte Bianco gezwungen, diese Morde zu begehen?

Zamorra dachte unwillkürlich an den Dämon mit den bernsteinfarbenen Augen. War dieser Teufel ihnen etwa schon so nahe, daß er ihnen seinen Willen nach Belieben aufzwingen konnte?

Wütend schaute sich der Professor um. Eine schwarze Wand ragte ringsherum auf. Trügerischen Frieden atmete ihm der Dschungel entgegen.

Warum hatte Willa so seltsam gelächelt? Zamorra schaute das Mädchen durchdringend an. Sie drehte sich von ihm weg. Was für ein Mädchen ist das? fragte sich Zamorra.

Massenet lenkte ihn ab. Er trat neben ihn und fragte: »Was machen wir nun, Professor?«

Zamorra schaute die Toten an und sagte gepreßt: »Wir können sie

nicht einfach hier liegen lassen. Die Tiere würden sie auffressen. Sie müssen begraben werden.«

»Wir haben keinen einzigen Spaten«, gab der Missionar zu bedenken.

»Dann werden wir eben mit unseren Stöcken graben, oder mit bloßen Händen. Diese drei Toten haben ein Recht auf ein Grab!«

Zu acht begannen sie den schwarzen Boden des Dschungels aufzuwühlen. Acht Männer buddelten sich keuchend in das weiche Erdreich hinab. Sie arbeiteten bis kurz vor Mitternacht.

Dann legten sie die Leichen in die Gruben. Sie schütteten die Erde über sie, traten die Hügel fest. Zamorra bat den Missionar, ein Gebet zu sprechen.

Doch Massenet war so sehr gerührt, daß er keinen Ton herausbrachte.

Deshalb übernahm es Zamorra, für die Erschlagenen zu beten. Abschließend sagte er: »Herr, steh uns bei! Laß diese drei Menschen die letzten Opfer sein, die uns dieses leidenvolle Abenteuer abgerungen hat!«

»Amen«, sagten die anderen.

Und es bekreuzigten sich auch diejenigen, die keinen Glauben hatten. Nur Willa Salik schlug nicht das Kreuz. Aber das bemerkte niemand.

***

Dobson hockte immer noch da, wo ihn die anderen zurückgelassen hatten. Er hatte sich einige genießbare Pilze geholt, hatte eine Menge Beeren gegessen, verspürte weder Hunger noch Durst. Allmählich kam er wieder zu Kräften. Er begann bereits Pläne zu schmieden.

Natürlich konnte er nicht wochenlang auf diesem Fleck sitzenbleiben. Morgen oder übermorgen würde er zum Wrack zurückkehren und da auf das Eintreffen eines Suchflugzeuges warten.

Die Schwärze der Nacht machte ihm Angst.

Jetzt vermißte er die Gesellschaft der anderen und spürte mit großer Deutlichkeit, wie allein und hilflos er war. Schnell wuchs seine Angst.

Bald hatte er nicht mehr den Mut, sich hinzulegen und zu schlafen. Jedes Geräusch – selbst das kleinste – erschreckte ihn. Ihm war, als höre er alles viel lauter. Die Dunkelheit hatte mit einemmal etwas Bedrohliches für ihn.

Mit flackernden Augen schaute er sich um. Und immer hatte er das Gefühl, jemand wäre hinter ihm. Wenn er dann dorthin blickte, entdeckte er nichts. Und er fühlte sich wieder aus einer anderen Richtung angestarrt.

Hoch oben fegte der Wind durch die Baumkronen. Ein Wispern und Raunen flog durch den dichten Urwald. Irgendwo brach ein Ast. Dobson zuckte zusammen. Ein Raubtier?

Hastig zückte er sein Messer. Er klappte es auf und hielt es zitternd in

der feuchten Hand. Hörte er Schritte? Atmete dort vielleicht jemand?

Was war es eigentlich, das ihn so schrecklich ängstigte?

Langsam kamen ihm Zweifel, ob es richtig gewesen war, zurückzubleiben. Zamorra hatte recht. Nun war er den Gefahren dieses gottverdammten Dschungels hilflos ausgeliefert.

Wäre es nicht vernünftiger gewesen, mit den anderen zu gehen?

Er war wütend und erschöpft gewesen. Vielleicht hatten ihn auch Holm und Bianco zu sehr gereizt.

Aber wenn die Frauen den Marsch schafften, mußte er ihn doch als Mann gleichfalls schaffen.

Wieder ein knackendes Geräusch. Tony Dobson fuhr sich unwillkürlich an die Lippen. Sein ganzes Leben hatte er sich noch nicht so sehr gefürchtet wie in dieser Nacht.

Die unterschwellige Angst trieb ihn hoch. Er konnte nicht mehr auf dem Boden hocken bleiben. Seine angespannten Nerven vibrierten. Er horchte in die undurchdringliche Finsternis hinein.

***

Furchtbar kalt wurde ihm mit einemmal.

Was sollte er tun?

Was unternimmt man gegen eine Angst, die einem im ganzen Körper sitzt und sich immer tiefer in die Knochen hineinfrißt? Wie wird man sie los?

Dobson stampfte fluchend mit dem Fuß auf. Warum machte er sich verrückt? Eigentlich war nichts vorhanden, wovor er sich ängstigen mußte.

Geräusche hatten keinen Körper. Geräusche konnten ihm nicht gefährlich werden. Wozu also die heillose Furcht? Vor diesem geisterhaften Raunen und Wispern?

War das ein Grund, verrückt zu spielen?

Er wollte sich zur Ruhe zwingen. Doch sein Geist war keinem vernünftigen Argument zugänglich. Hinter seiner Stirn brauste das Blut. Es hämmerte in seinen Schläfen, rauschte in seinen Ohren.

Er versuchte sich hinzusetzen. Aber sein Körper gehorchte ihm nicht. Plötzlich ein Zischen. Ganz in der Nähe. Tony Dobson kreiselte wie von der Tarantel gestochen herum.

Da!

Ein geisterhafter Schein zwischen Blättern. Ein ungewisses Licht.

Der Boden schien zu leuchten. Dobson versuchte das als Unsinn abzutun, doch seine brennenden Augen blieben auch weiterhin bei dieser gespenstischen Wahrnehmung.

Dobson wollte wissen, woher dieser Schimmer kam.

Hastig suchte er den Stock, den er sich am Tag abgeschnitten hatte. Den Stock in der Rechten, das Messer in der Linken, so tastete er sich

durch das dichte Unterholz, auf den unheimlichen Schein zu.
Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Sein ganzer Körper bebte vor Aufregung. Seine Mundhöhle war völlig ausgetrocknet. Beim Schlucken hatte er Beschwerden.
Das Leuchten wurde intensiver.
Dobson teilte die Farne auseinander. Und plötzlich prallte er mit einem heiseren Aufschrei zurück. Über den finsteren Waldboden kroch eine leuchtende Schlange auf ihn zu. Sie bewegte sich unheimlich schnell. Zischende Laute kamen aus ihrem Maul. Auch die gespaltene Zunge, die immer wieder vorflog, schimmerte milchig.
Dobson ekelte sich vor Schlangen.
Daß es Reptilien gab, deren Körper auf diese geisterhafte Weise strahlten, war ihm fremd. Verstört riß er das Holz hoch. Die Schlange riß ihr grauenvolles Maul auf.
Zwei lange, spitze, dolchartige Zähne kamen zum Vorschein. Dobson wankte angewidert zurück. Er raffte all seinen Mut zusammen.
Dann drosch er atemlos auf das scheußliche Reptil ein. Die Schlange ringelte sich um Dobsons Stock.
Schreiend schüttelte er ihn so lange, bis der Tierleib wieder auf den Boden klatschte.
Dann schlug er weiter auf das Reptil ein. Er war wie von Sinnen vor Angst und Ekel. Gleich einer Maschine hämmerte er auf die Schlange ein, und er ließ erst von ihr ab, als ihn seine Kräfte verließen.
Begeistert stellte er fest, daß er gesiegt hatte.
Die armdicke Schlange lag still. Dobson stieß ein verrücktes Lachen aus. Er hatte das Biest erschlagen. Er hatte es vernichtet. Ganz langsam erlosch das gespenstische Leuchten. Der Schimmer wurde immer schwächer.
Dann lag nur noch ein schwarzer Körper mitten im zerstampften Farn. Tony Dobson atmete erleichtert auf. Du kannst dich behaupten, dachte er triumphierend. Dieser verfluchte Urwald kann dir nicht gefährlich werden. Du weißt dich deiner Haut zu wehren!
Doch dieser Triumph währte nur wenige Augenblicke.
Plötzlich begann sich die Schlange wieder zu regen. Sie schmolz vor Dobsons ungläubig geweiteten Augen zu einem dicken Klumpen zusammen. Diese ganze schwarze, unförmige Masse richtete sich mit einemmal jäh auf.
Dobson schrie entsetzt auf.
Das schwarze Gebilde wurde unheimlich rasch größer, wurde so groß wie Dobson.
Erstarrt verfolgte der Engländer dieses grauenerregende Schauspiel. Er hatte den Eindruck, einer riesigen Fledermaus gegenüberzustehen.
Undeutlich nahm er das Gesicht eines Menschen war. Welch ein erschreckend bleiches Antlitz. Und was für unheimliche,

bernsteinfarben leuchtende Augen.
Der Unheimliche öffnete den Mund.
Und nun sah Tony Dobson jene langen, spitzen, dolchartigen Zähne wieder, die er zuvor im Maul der Schlange erblickt hatte. Ein mächtiger Flügelschlag erzeugte einen frostigen Wind. Dobson war erschüttert. Eine furchtbare Lähmung ergriff von ihm Besitz. Er wollte herumwirbeln und wegrennen, fliehen… Fort von dieser schaurigen Erscheinung. Doch seine Füße schienen mit dem Boden verwachsen zu sein. Er vermochte keinen einzigen Schritt zu tun …

***

Als die Dämmerung einsetzte, schaute sich Bill Fleming nach einem günstigen Landeplatz um. Unter ihnen lag die endlose Weite einer Savanne.
»Gehen wir runter?« fragte Nicole Duval, die neben dem erstaunlich sicher fliegenden Historiker saß.
Bill nickte. »Es hat keinen Sinn, die Maschine nachts zu suchen. Wir würden sie vermutlich nicht einmal dann ausmachen, wenn wir direkt darüber hinwegfliegen würden…«
»Werden wir im Flugzeug übernachten?«
»Einen sichereren Ort gibt es nicht«, antwortete Fleming. »Ich kenne keine Hyäne, die schon mal ein abgeschlossenes Flugzeug geknackt hat.«
Nicole seufzte. Wohin das Auge reichte – Trockensavanne. Sie erstreckte sich bis zum Horizont. Wehmütig blickte sie Bill an.
»Wie soll man in dieser endlosen Weite eine verschwundene Maschine wiederfinden?« fragte sie mit belegter Stimme.
Fleming nickte zuversichtlich. »Wir werden sie finden, Nicole. Kopf hoch, Mädchen. Wir werden sie finden, und Zamorra wird noch am Leben sein!«
»Ich habe mir das alles viel leichter vorgestellt«, ächzte Nicole.
»Wenn es so leicht wäre, wie du es dir gedacht hast, hätten die anderen Suchflugzeuge schon längst Erfolg gehabt.«
Bill fand den geeigneten Landeplatz. Er drückte die Nase des Flugzeugs nach unten. Kurz darauf setzte die Maschine sicher auf dem Boden auf. Ein kurzer Ruck. Dann rollte das Flugzeug auf dem unebenen Savannenboden aus.
Die Sonne verkroch sich kurze Zeit später hinter dem waagrechten Strich des weiten Horizonts.
Bill ging nach hinten und klappte zwei Sitze um. Dann legte er Decken darauf und sagte zu Nicole: »Ich wünsche eine angenehme Nachtruhe.«
»Wo wirst du schlafen?« fragte Nicole Duval.
»Da drüben«, antwortete Fleming.

Nicole legte sich hin. Sie blickte zum Flugzeughimmel. »Gott, worauf schläft jetzt Zamorra?«

»Auf weichem, feuchtem Farnkraut, nehme ich an«, erwiderte Bill, der sich ebenfalls zur Ruhe begeben hatte.

»So etwas gibt es doch in der Savanne nicht.«

»Überall ist nicht Savanne.«

»Ehrlich, Bill, glaubst du, daß diese Leute alle noch leben?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Zamorra noch nicht tot ist.«

»So etwas ist doch Unsinn, Bill. Niemand kann das mit Gewißheit sagen.«

»Ich fühle es. Ich fühle, daß Zamorras Herz noch schlägt.«

»Hoffentlich täuscht dich dein Gefühl nicht.«

Ja, dachte Bill Fleming, während er langsam die Augen schloß.

Hoffentlich…

***

Irgendwann in dieser Nacht befielen Tito Bianco furchtbare Krämpfe. Sie waren so heftig, daß er erbrach. Und dann kam er zu sich. Zamorra und Holm waren sofort bei ihm. Sie befürchteten, daß er nun wieder zu toben anfangen würde, doch Bianco blieb ruhig.

Er musterte Holm und Zamorra mit schmalen Augen. »Was ist?« fragte er nervös. »Warum seht ihr mich so an?«

»Wie geht es Ihnen, Bianco?« fragte Zamorra gepreßt.

»Ich muß wohl eines von diesen genießbaren Kräutern nicht vertragen haben. Mir wurde davon übel«, sagte der Italiener. »Ist das der Grund, weshalb ihr mich so verstört anstarrt?«

»Es ist etwas Schreckliches passiert, Bianco«, sagte Zamorra.

»Wann? Wieso weiß ich nichts davon?«

»Wissen Sie's wirklich nicht?« fragte Robert Holm lauernd.

»Nein«, sagte Bianco schnaufend. »Was ist denn geschehen?«

»Zwei Frauen und ein Mann sind tot«, erzählte Zamorra leise.

»Tot? Aber… Wie kam das?«

»Sie wurden erschlagen.«

»Erschlagen? Von wem?«

»Von Ihnen, Bianco.« Zamorra sagte es hart, aber ohne Vorwurf.

Tito Bianco war nicht bewußt zum Amokläufer geworden. Er starrte Zamorra und den jungen Architekten bestürzt an.

»Ist das wahr?«

»Leider ja.«

Bianco wollte alles hören. Was Zamorra ihm erzählte – und Holm mit immerwährendem Kopfnicken bestätigte – schmetterte ihn nieder. Er konnte nicht begreifen, daß tatsächlich er so etwas getan hatte. Er, ein Mann, der den Frieden liebte, niemals aggressiv war, mit allen Menschen auszukommen versuchte. Er sollte drei Menschen in einem

Anfall von geistiger Umnachtung grausam erschlagen haben?
»Das… das ist doch nicht möglich, Professor!« keuchte er, als Zamorra fertig war. Er schlug die Hände vor das bleiche Gesicht und begann erschüttert zu schluchzen. »Mein Gott!« stammelte er zwischendurch immer wieder. »Mein Gott! Das kann es doch nicht geben! Das darf einfach nicht wahr sein!« Er wehrte sich so lange, bis sie ihm die drei Gräber zeigten. Das brach ihn völlig. Er mußte sich setzen. Lethargisch starrte er vor sich hin, schüttelte immer wieder den Kopf, verstand nicht, wie es mit ihm so weit hatte kommen können. Er, Tito Bianco, ein dreifacher Mörder. Nein! Nein! Nein! Nie und nimmer!
Zamorra nahm ihn zur Seite.
Die anderen warfen dem Italiener mißtrauische Blicke zu. Konnte man diesem Verrückten noch trauen? Kam es nicht bald wieder zu solch einem schrecklichen Anfall?
Wann erschlug er die nächsten drei? Oder würden es nächstens gleich vier oder fünf Menschen sein?
Bianco atmete tief durch. »Sehen Sie sie an, Professor. Schauen Sie, wie sie mich beobachten. Sie haben Angst vor mir. Sie starren mich an, als wäre ich eine blutrünstige Bestie.«
»Können Sie es den Leuten verdenken?« fragte Zamorra.
»Ich hab' das doch nicht bei vollem Bewußtsein getan.«
»Das weiß ich.«
»Ich bin kein Mörder!«
»Nein, Tito. Das sind Sie nicht.«
»Aber diese Menschen starren mich an, als wäre ich einer.«
»Sie befürchten nur, daß sich Ihr Anfall wiederholen könnte. Das ist nur verständlich. Finden Sie nicht?«
Bianco schaute Zamorra verzweifelt in die Augen. »Sagen Sie mir, Professor, bin ich wahnsinnig? Hat mich dieser verfluchte Marsch durch den Dschungel verrückt gemacht?«
»Tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht sagen, was mit Ihnen los ist. Ich bin kein Arzt.«
»Wieso kann ich mich an dieses grauenvolle Ereignis nicht erinnern?«
»Möglicherweise hat Ihr Bewußtsein diese schrecklichen Dinge in Ihr Unterbewußtsein verdrängt.«
»Gibt es so etwas?«
»O ja. Das kommt sogar öfter vor. Jeder von uns hat in seinem Gehirn eine Art Überlaufrohr eingebaut. Was unser Geist nicht mehr zu verkraften imstande ist, weil es einfach zuviel für ihn ist, das wird blitzschnell ins Unterbewußtsein gedrängt. Danach können wir uns nicht mehr daran erinnern. Es ist zwar noch in uns, aber es belastet uns nicht mehr unmittelbar. Nur einem erfahrenen Psychiater gelingt es, unser Geheimnis wieder zu heben…«

Der Italiener schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich kann es trotzdem nicht glauben, daß ich etwas so Schreckliches getan habe.«

»Versuchen Sie sich an den Augenblick zu erinnern, wo es angefangen hat«, empfahl Zamorra. »Wie hat es begonnen?«

Bianco schloß die Augen und dachte angestrengt nach. »Es begann… Ich erinnere mich, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, mich würde jemand anstarren.«

»Hat Sie jemand angestarrt?«

»Ja. Ich glaube ja.«

»Wissen Sie es nicht genau?«

»Hier beginnt meine Erinnerung bereits ein wenig zu verschwimmen. Es… es waren bernsteinfarbene Augen …«

Zamorra horchte auf. Auch ihm war ein solches Augenpaar bereits begegnet.

»Diese Augen haben auf eine eigenartige Weise geleuchtet«, erzählte der Italiener stockend.

Dämonenaugen! dachte Zamorra.

»Hat Sie jemand aus unserer Mitte angestarrt?« fragte der Professor schnell. »Denken Sie nach, Tito. Das ist sehr wichtig.«

Bianco knirschte mit den Zähnen. »Ich versuche ja, mich zu erinnern. Aber es will mir nicht gelingen…« Er stockte. »Doch. Ja. Jetzt glaube ich es zu wissen. Ich schaute mich um. Ein Mädchen starrte mich an. Ein Mädchen mit bernsteinfarbenen Augen.«

»Was für ein Mädchen?« fragte Zamorra drängend.

»Ich weiß es nicht. Ihr Name will mir nicht einfallen!«

»Willa Salik vielleicht?« fragte Zamorra wie aus der Pistole geschossen.

Bianco blickte ihn verdattert an. »Ja. Wieso wissen Sie…?«

Maurice Massenet gesellte sich zu Bianco und Zamorra. Schweigend hörte er sich an, was der Italiener nun erzählte. »Wahrscheinlich werden Sie jetzt an meinem Geisteszustand zweifeln und mich für einen verrückten Kerl halten…«

»Was haben Sie uns über Willa Salik zu sagen?« fragte Zamorra eindringlich.

»Es… es ist unvorstellbar, Professor. Aber ich kann mich jetzt ganz deutlich daran erinnern. Ich habe es gesehen, obwohl es so etwas Irrsinniges eigentlich nicht geben dürfte. Ich habe es gesehen…«

»Was?« bohrte Zamorra. »Was haben Sie gesehen, Tito?«

»Dieses Mädchen… es trug einen Katzenkopf auf den Schultern. So wahr ich hier vor Ihnen sitze. Es war der Kopf einer Katze …«

Massenet riß erschrocken die Augen auf. »Liebe Güte, er redet von einer Hexe!«

Bianco nickte hastig. »Genau. Eine Hexe. Sie ist eine Hexe. Das dachte ich ebenfalls sofort. Sie muß mich behext haben! Das ist es.

Deshalb kann ich mich an nichts mehr erinnern. Sie hat mich gezwungen, diese drei Leute zu erschlagen…«

Zamorra erinnerte sich an das seltsam zufriedene Lächeln, das Willas Mund umspielt hatte, als die beiden Frauen und der Mann tot gewesen waren.

Hatte Bianco recht? War Willa Salik eine Hexe?

Plötzlich drehte Bianco durch. Er schnellte mit einem schrillen Schrei hoch.

»Du verdammte Hexe!« brüllte er. »Warum hast du mich zum Mörder gemacht!«

Er rannte auf Willa zu. Das Mädchen sprang auf. Und plötzlich konnten es alle sehen: Ihr Kopf wurde von einer Sekunde zur anderen ein großer Katzenschädel. Ihre braunen Augen leuchteten mit einemmal bernsteinfarben. Das Fell sträubte sich. Sie riß das Maul auf und stieß ein feindseliges Fauchen aus. Gleichzeitig wurden ihre Hände zu Pfoten. Scharfe, gefährliche Krallen ragten daraus hervor.

Bianco blieb keuchend stehen.

»Seht sie euch an. Seht sie euch alle an. Sie ist eine Hexe. Sie hat mich zum Amoklauf gezwungen!«

Erschüttert sagte Robert Holm: »Großer Gott, uns bleibt einfach nichts erspart.«

Yvonne Dorleac drückte sich vor Furcht zitternd an Zamorra. Fauchend stand die riesige Katze da und erwartete den ersten Angriff.

Doch niemand wagte sich in ihre Nähe.

Maurice Massenet raunte Zamorra aufgeregt zu: »Wir müssen irgend etwas gegen sie unternehmen, Professor.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, gab der Parapsychologe zurück.

»Aber was sollen wir tun?«

»Fallen Hexen nicht in Ihr Fachgebiet?« fragte der Missionar.

»Nicht nur in meines. Auch in das Ihre!« gab Zamorra zurück.

Die Schrecken nahmen kein Ende. Immer noch wartete Willa Salik darauf, daß sie jemand angriff. Sie hätte jeden, der ihr zu nahe kam, unweigerlich zerfleischt.

Gebannt standen die Leute um sie herum.

Plötzlich stieß Bianco einen Schrei aus. »Schwarze!« brüllte er.

»Schwarze! Wir sind von Negern umzingelt!«

Zamorra schaute sich um. Häßlich bemalte Fratzen tauchten aus dem Buschwerk auf. Yvonne kreischte verstört.

»Die Menschenfresser!« ächzte der Missionar neben Zamorra.

Jetzt sind wir verloren! dachte der Parapsychologe.

***

Sie griffen sofort von allen Seiten an. Die Frauen drängten sich zitternd zusammen. Die Männer bildeten einen Kreis um sie herum.

Buschmesser blitzten. Die Neger hatten Speere in ihren kräftigen Händen. Einige von ihnen waren mit Giftpfeilen und Bogen bewaffnet.

Zwei Menschenfresser kamen Willa zu nahe. Fauchend stürzte sich die Hexe auf sie. Die Angreifer hatten keine Chance. Tot blieben sie auf dem Boden liegen.

Als die anderen sahen, was für ein Untier die Weißen bei sich hatten, nahmen sie heulend reißaus. Doch Willa Salik hatte nicht die Absicht, die Schwarzen entkommen zu lassen.

Fauchend jagte sie hinter ihnen her.

Der Dschungel war von den grauenvollen Todesschreien derer erfüllt, die Willa eingeholt hatte.

Holm schlug benommen das Kreuz.

Er schaute Zamorra atemlos an. »Hoffentlich kommt diese verdammte Hexe nicht mehr zurück.«

Zamorra schlug vor, sich einen anderen Lagerplatz zu suchen.

Niemand widersprach ihm. Sie fanden einen Platz zwischen vier hoch aufragenden, dickstämmigen Baumriesen.

Sofort wurden Wachen eingeteilt. Es war nun nicht mehr möglich, sich einfach aufs Ohr zu legen und friedlich zu schlafen. Willa konnte zurückkommen. Aber auch die Schwarzen konnten von einer anderen Seite zum zweiten Angriff ansetzten.

Keiner schloß sich aus. Sogar die Frauen wollten Wache schieben, doch das lehnte Zamorra kategorisch ab. Es genügte, wenn sich die Männer den Rest der Nacht teilten.

Zamorra hatte die Wache von zwei Uhr bis drei Uhr früh. Eine Hexe hatten sie in den eigenen Reihen gehabt. Sie hatte sich lange Zeit sehr gut verstellt. Zamorra ärgerte sich, daß er nichts von Willas Geheimnis bemerkt hatte.

Er gähnte. Seinen Ohren entging kein Geräusch. Erneut fiel ihm jener Dämon ein, mit dem er in der ersten Nacht zu tun gehabt hatte.

Eigentlich hatte er damit gerechnet, daß diese Bestie mit den bernsteinfarbenen Augen ihnen folgen würde. Das schien aber nicht der Fall zu sein.

Langsam ging Zamorras Stunde um.

Er kroch an Massenet heran und weckte ihn sanft. Er mußte den Missionar mehrmals schütteln.

Benommen schlug Massenet die Augen auf. »Ja? Hm? Was ist denn?«

»Sie sind dran, Monsieur.«

»Womit?«

»Mit Wache schieben.«

»Ach ja. Ich bin noch total verschlafen. Natürlich, Professor. Legen Sie sich nur hin. Jetzt mache ich weiter.«

»Wenn Sie zu müde sind, übernehme ich Ihre…«

Der Missionar schüttelte heftig den Kopf. »Das kommt doch

überhaupt nicht in Frage. Nein, nein. Ich bin dran. Ich schiebe meine Wache selbst.«

Vermutlich war der gute Wille vorhanden. Aber Massenets Fleisch war zu schwach. Dreißig Minuten vermochte er heldenhaft gegen den Schlaf anzukämpfen.

Doch dann mußte er sich erschöpft geschlagen geben. Ohne daß er es merkte, nickte er ein. Sitzend, das Kinn auf der Brust, schlief er wie alle anderen.

Holm erwachte, ohne zu wissen, weshalb. Benommen wollte er sich auf die andere Seite drehen und weiterschlafen. Da nahm er eine Bewegung wahr.

Sofort war er munter. Tony Dobson war wieder bei ihnen. Diese Tatsache hätte ihn weiter nicht aufgeregt. Was ihn wütend machte, war der Umstand, daß sich Dobson über Carmen beugte und sie allem Anschein nach küßte.

Das war dem Deutschen zuviel. Zornig setzte er sich auf. An Carmen durfte sich niemand vergreifen. Am allerwenigsten Tony Dobson. Mit geballten Fäusten schnellte Holm hoch.

»Dir werde ich was geben, du verflixter Kerl!« zischte der Architekt. Dobson zuckte herum.

Holm flog auf ihn zu, packte ihn an den Kleidern, riß ihn hoch und versetzte ihm einen gewaltigen Schwinger. Dobson fegte zurück und knallte auf den Boden.

Er rappelte sich sogleich wieder auf. Mit einemmal waren alle munter. Maurice Massenet schreckte als erster hoch. Er sah die kämpfenden Männer und fing laut an zu schreien.

Zamorra war sogleich auf dem Posten. Dobson wehrte sich verzweifelt gegen die Angriffe des Deutschen. Holm war rasend vor Wut. Er hämmerte seine Fäuste gnadenlos in das Gesicht des Engländers.

***

»Aufhören!« rief Zamorra mit scharfer Stimme. »Holm! Hören Sie sofort auf!« Zamorra riß den Architekten zurück. Holm wollte ihn abschütteln, doch Zamorras Griff war fest wie eine Eisenklammer.

»Mistkerl!« schrie Holm gereizt.

»Was ist passiert?« fragte Zamorra.

»Er hat den Schlaf meiner Verlobten ausgenützt, um sie zu küssen, dieser Schweinekerl. Ich schlage ihm die Visage ein!«

»Ist das wahr, Dobson?« fragte Zamorra den Engländer.

Der Vertreter zuckte die Achseln. »Ich war so fasziniert von ihrer Schönheit… Was ist denn schon dabei, wenn man ein so schönes Mädchen küßt?«

»Ich schlage dir die Zähne ein, wenn du das noch mal versuchst!«

brüllte Holm wieder.

»Wie kommen Sie überhaupt hierher?« fragte Zamorra den Engländer. »Sie wollten doch zurückbleiben.«

»Ich habe es mir eben anders überlegt. Bin euch nachgelaufen. Bekam es mit der Angst zu tun… So ganz allein im Dschungel. Ich habe sehr bald eingesehen, daß ich bei euch doch besser aufgehoben bin.« Tony Dobson, rang die Hände. »Ich flehe Sie an, schicken Sie mich nicht wieder zurück, Professor.«

»Dazu hätte ich kein Recht«, erwiderte Zamorra. »Ich bin froh, daß Sie wieder bei uns sind, Dobson.«

»Ich nicht!« schrie Holm dazwischen. »Meinetwegen hätte er dableiben können, wo er sich hingesetzt hat.«

»Er wird es nicht wieder tun«, sagte Zamorra. »Nicht wahr, Dobson? Sie werden Carmen von nun an fernbleiben.«

Der Engländer hob die Hände. »Okay. Okay. Das verspreche ich mit gutem Gewissen. Verzeihen Sie, Holm. Es wird nicht wieder vorkommen. Nehmen Sie meine Entschuldigung an?«

»Nun machen Sie schon, Holm«, drängte Zamorra. »Schließlich sitzen wir doch alle im selben Boot.«

»Also gut. Ich nehme sie an«, sagte Robert Holm mürrisch und wandte sich um, um zu seiner Verlobten zu gehen.

***

Als glühender Ball stieg die Sonne bald darauf im Osten am wolkenlosen Himmel hoch. Als Nicole Duval die Augen aufschlug, stieg ihr der Duft von Kaffee in die Nase.

»Was rieche ich denn da?« fragte sie erstaunt.

»Pulverkaffee«, sagte Fleming. »Die Bordküche hat außerdem Weißbrot, Kekse und Jam zu bieten.«

»Du bist ein Zauberer, Bill«, sagte Nicole. »Woher hast du all die guten Dinge?«

»Besorgen lassen«, antwortete Fleming. Sie aßen rasch. Nicole trank zwei Tassen Kaffee. Dann klemmte sich Bill Fleming wieder in den Pilotensitz.

Nicole nahm neben ihm Platz. »Heute werden wir die ganze Bande finden«, sagte Fleming optimistisch.

Nicole nickte, ohne recht an das zu glauben, was er gesagt hatte.

»Es wäre fast zu schön, um wahr zu sein.«

»Glaubst du denn nicht genau wie ich an den Erfolg unserer Aktion, Nicole?«

Zamorras Sekretärin seufzte. »Ehrlich gesagt, es fällt mir von Stunde zu Stunde schwerer.« Sie kämmte sich, während Bill die Instrumente kurz durchcheckte.

»Hundertzwanzig Passagiere und fünf Besatzungsmitglieder können

sich einfach nicht in Luft auflösen«, knurrte er. Und von dieser Meinung war er nicht abzubringen.

»Mir wird die Sache immer schleierhafter«, sagte Nicole.

»Mal sehen, was Roger Metrane zu berichten hat«, meinte der Historiker und stelle die Verbindung mit Johannesburg her. Metrane war sofort dran. »Wie sieht's aus?« fragte Bill.

»Nachts war die Suche unterbrochen«, erwiderte der Franzose.

»Das ist klar.«

»Seit einer Stunde sind aber alle Suchflugzeuge wieder in der Luft.«

»Wir starten auch in fünf Minuten.«

»Wo befinden Sie sich im Augenblick, Mr. Fleming?« Bill gab seine Position durch. »Sowie Sie eine Entdeckung gemacht haben, lassen Sie es mich wissen, ja?« sagte Metrane. »Dann pumpe ich alle Flugzeuge in Ihre Gegend.«

»Falls jemand anders die verlorengegangene Maschine entdecken sollte, bitte ich auch um prompte Meldung.«

»Versteht sich von selbst, Mr. Fleming.« Der Franzose wünschte ihnen viel Erfolg. Bill hängte das Mikro zurück. Dann zündete er die Maschinen. Ein kraftvolles Brummen ließ den Vogel erzittern. Bill gab langsam Gas. Die Maschine hopste über den unebenen Boden.

Fleming mußte viel Gefühl aufbieten, um die Maschine hochzukriegen. Eine dicke Staubfahne fegte hinter ihnen her. Nicole biß unwillkürlich die Zähne zusammen. Gespannt wartete sie darauf, daß das Flugzeug abhob. Gleich darauf hörte das Rumpeln auf. Die Maschine war in der Luft.

Plötzlich rief Nicole Duval aufgeregt aus: »Bill! Bill! Sieh doch! Dort vorn! Aasgeier!«

Flemings Miene vereiste.

Wo Aasgeier waren, war auch Aas. Verwestes Fleisch. Leichen!

Nicole wies auf eine schwarze Brandfläche mitten in der Savanne.

Bill zog die Maschine etwas tiefer. Er raste einmal über den Brandfleck hinweg. Die Aasgeier nahmen aufgeregt Reißaus. In weitem Umkreis lagen verkohlte Wrackteile umher. Da die Maschine, mit der Bill und Nicole unterwegs waren, wesentlich kleiner war als der Air-France-Jet, fanden sie sofort einen geeigneten Landeplatz.

Nicole konnte es kaum noch erwarten, bis das Flugzeug ausgerollt war. In ihren schönen Augen schimmerte große Angst um Zamorra.

Sie rannte, so schnell sie konnte, zu dem ausgebrannten, verkohlten Wrack. Bill konnte ihr kaum folgen. Gemeinsam stiefelten sie zwischen den schrecklich zerfetzten Trümmern umher.

Sie fanden keine einzige Leiche. Was das Feuer nicht vernichtet hatte, das hatten die Tiere gefressen. Keine Spuren von Überlebenden.

Nicole wankte. Sie war leichenblaß. Bill stützte sie schnell. Heiser seufzte sie: »Dies ist der Augenblick, vor dem ich mich so sehr

gefürchtet habe, Bill. Ich glaube, jetzt haben wir die Gewißheit, daß Zamorra nicht mehr lebt.« Tränen standen in ihren Augen, und Bill wußte nicht, womit er Nicole jetzt hätte trösten sollen. Ihm war ja selbst zum Heulen…

***

Modest Jurinac ging es wieder einigermaßen gut. Die Ruhepause und Yvonnes rasche Spritze hatten wahre Wunder gewirkt. Yvonne kümmerte sich auch weiter um den Komponisten. Zamorra hatte in der Nacht nach dem Überfall der Menschenfresser zwei Buschmesser gefunden. Die Schwarzen mußten sie weggeworfen haben, als Willa sie verfolgte. Mit den Buschmessern konnten sie tiefere Schneisen in den Urwald hineindreschen. Deshalb kamen sie auch etwas schneller vorwärts, als sie ursprünglich angenommen hatten.

Holm und Zamorra droschen die Buschmesserklingen gegen alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Lianen hieben sie ebenso ab wie junge Bäume, die ihnen den Pfad versperren wollten.

Holm arbeitete an diesem Tag besonders fleißig. Schweiß tropfte von seinem Gesicht. Atemlos sagte er, ohne seine Arbeit zu unterbrechen: »Ich denke, ich sollte mich wegen des Vorfalls im heutigen Morgengrauen bei Ihnen entschuldigen, Professor.«

»Unsinn, Robert!« Zamorra durchschlug mit einem einzigen Hieb eine beindicke Liane.

»Ich habe mich wie ein Trottel benommen!« sagte Holm.

»Vergessen Sie's.«

»Weiß der Teufel, warum ich so schrecklich eifersüchtig bin.«

»Wir haben alle unsere Fehler. Carmen ist ein ausnehmend hübsches Mädchen. Sie gefällt gewiß sehr vielen Männern. Es ist ganz normal, daß Sie auf sie aufpassen…«

»Es ist schlimmer mit mir, Professor. Wenn einer meine Verlobte bloß ansieht, sehe ich schon rot.«

»Das gibt sich mit der Zeit. Sie sind noch jung. Ein junger Hitzkopf.«

»Als ich Dobson über Carmen gebeugt sah, da wußte ich kaum noch, was ich tat. Ausgerechnet Dobson. Ich weiß nicht. Ich mag den Kerl nicht.«

Massenet kam und übernahm von Zamorra das Buschmesser. Der Professor fiel etwas zurück. Als er auf gleicher Höhe mit Bianco war, fragte er: »Wie geht's, Tito?«

»Soso lala.«

»Haben Sie den Schock von gestern nacht schon überwunden?«

»Einigermaßen. Auf diesem Trip durch die Hölle löst ja ein Schock den anderen ab. Erst die Flugzeugentführung, dann der Ärger mit Dobson, dann Jurinacs Anfall, Willa Salik, die Menschenfresser… Sagen Sie selbst, wer soll das alles aushalten? Allmählich beginne ich

abzustumpfen.«

»Hauptsache, Sie machen nicht schlapp.«

»Das ganz bestimmt nicht. Solange die Mädchen laufen, laufe auch ich, darauf können Sie wetten.« Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Vorne klatschten die Buschmesser in das dichte Gezweig. Plötzlich sagte Bianco: »Ich weiß nicht, Professor. Haben Sie sich schon mal diesen Dobson angesehen?«

»Was ist mit ihm?«

»Der Junge gefällt mir nicht. Er wirkt schrecklich bleich und wahnsinnig entkräftet. Er starrt unentwegt vor sich hin und trottet mit uns mit, ohne – jedenfalls habe ich diesen Eindruck – mitzukriegen, wo er sich befindet. Ich gebe ihm noch eine Stunde, dann geht er unweigerlich in die Knie. Wir sollten uns jetzt schon überlegen, wer ihn dann huckepack nimmt.«

»Ich seh' gleich nach ihm«, bemerkte Zamorra.

Bianco wischte sich den salzigen Schweiß mit einer unwilligen Handbewegung ab.

»Diese verfluchte Hexe!« knurrte er. »Denken Sie, daß sie uns noch einmal heimsuchen wird?«

»Niemand kann das wissen«, erwiderte Zamorra. »Vielleicht ist sie uns dicht auf den Fersen. Vielleicht hat sie sich im Dschungel verlaufen. Wer kann das schon sagen…«

»Ich dachte immer, Hexen gibt es nur in Schauermärchen, Professor.«

»Leider gibt es sie nicht nur da. Ich hatte schon des öfteren mit diesen Satansbräuten zu tun. Sie sind ungemein gefährlich und verflucht unberechenbar.«

»Das hat man gesehen«, sagte der Diamantenhändler aus Italien.

»Wieso war sie bei uns im Flugzeug?«

»Einfach deshalb, weil sie nach Johannesburg fliegen wollte.«

»Warum flog sie nicht auf ihrem Besen?«

»Das tun diese Weiber nur noch am Hexensabbat. Da klemmen sie sich ihren glühenden Besen zwischen die Schenkel und fegen durch die Lüfte. Ansonsten verwenden sie dieselben Verkehrsmittel wie wir normal Sterblichen.«

»Ich verstehe nicht, weshalb sie sich ausgerechnet gestern nacht zu erkennen gab.«

»In jeder Hexe wohnt das abgrundtief Böse. Von Zeit zu Zeit bricht es aus ihr heraus. Egal, wo sie sich dann gerade befindet. Diesmal war es bei Willa Salik mitten im Dschungel.«

»Eine Schlange soll sie fressen!« knurrte Bianco. »Mann, Zamorra, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich darunter leide…«

»Unter dem, was Sie getan haben?«

»Ja.«

»Dafür können Sie nichts, Tito. Dafür ist einzig und allein Willa Salik

verantwortlich.«
Bianco schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf.
»Diese drei Menschen sind aber durch meine Hand gestorben.«
»Sie waren Willas Werkzeug.«
»Ich hätte mich gegen ihren Willen wehren müssen…«
»Das hätten Sie nicht fertiggebracht. Kein Mensch kann sich dem Einfluß eines Dämonen entziehen. Wir haben nicht die mächtige Kraft der Hölle in uns, Tito. Auf der Seite einer Hexe steht der Teufel.«
»Und auf meiner Seite steht Gott!« sagte Bianco mit verkniffenen Zügen.
»Gott betrachtet diese Dinge als eine Art Prüfung für uns. Er läßt uns in dieser schweren Stunde allein, um zu sehen, ob wir auch danach die Kraft haben, an ihn zu glauben, ihm zu vertrauen, Tito. Sie dürfen sich nichts mehr vorwerfen. Niemand macht Sie für das verantwortlich, was Sie getan haben. Es war einzig und allein Willas Werk. Und Sie waren ihr Werkzeug. Ohne eigenen Willen. Ohne Verstand. Den hat sie mit ihrem bösen Geist ausgeschaltet und blockiert!«
Bianco hob seufzend die Schultern. »Ich werde trachten, damit fertigzuwerden, Professor. Aber es wird eine lange Weile dauern, bis ich das vergessen kann.«
Zamorra verlangsamte seinen Schritt. Klatsch! Klatsch! Klatsch!
Massenet und Holm schlugen mit ihren Buschmessern den Pfad frei.
Sie arbeiteten so eifrig, als gelte es, den Dschungel in zwei Hälften zu zerschlagen.
Zamorra blieb stehen. Er hörte Tony Dobson schnaufen. Der Engländer bildete die traurige Nachhut. Seine Schultern hingen weit nach vorn. Der Schweiß lief ihm nur so vom Gesicht. Er hatte den Mund halb offen, die Augen lagen in tiefen, dunklen Höhlen, sein Gesicht war bleich wie kaltes Hammelfett, die Arme pendelten an seinen Seiten herab, als gehörten sie nicht zu ihm. Und bei jedem Schritt knickte er müde ein.
Bianco hatte recht. Es schien nicht so, als würde Dobson noch bis zum Abend durchhalten.
»Sie fühlen sich nicht gut, was?« begann Zamorra.
Der Engländer warf ihm einen düsteren Blick zu und knurrte:
»Saumäßig.«
»Wieso sind Sie wesentlich mehr erschöpft als alle anderen, Dobson?«
»Das kann ich Ihnen erklären. Weil ich einen Gewaltmarsch hingelegt habe, um euch einzuholen. Ich verlief mich einige Male. Sie können sich nicht vorstellen, welche Ängste ich dabei ausgestanden habe. Das macht den kräftigsten Mann fertig.«
»Sie hätten…«
»Ja, ja!« winkte Dobson unwillig ab. »Ich weiß, was Sie sagen wollen.

Sparen Sie sich die rügenden Worte. Ich habe, mir längst selbst Asche aufs Haupt gestreut. Ich hätte bei euch bleiben sollen. Gut und schön. Ich war anderer Ansicht, dachte, besser zu fahren, wenn ich umkehre. Okay. Ich habe mich geirrt. Das habe ich bereits vor den anderen zugegeben. Was wollen Sie noch von mir? Daß ich mich entschuldige und Abbitte leiste?«

»Warum sind Sie so verbittert, Dobson?«

»Das fragen Sie noch? Mann, ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten. Mich erwürgt der Durst. Mein ganzer Körper steht in Flammen. Es gibt kein Gelenk, das mich nicht schmerzt. Erwarten Sie von mir daß ich mit Keepsmiling durch den Dschungel renne?«

Sie legten einige Meter zurück, ohne etwas zu sagen.

Dann versuchte Zamorra, die Reserven des Engländers zu mobilisieren, indem er es darauf anlegte, Tony Dobsons Hoffnung zu wecken.

Er sagte: »Der Missionar ist der Meinung, es sind nur noch wenige Kilometer. Dann haben wir den grausigen Urwald hinter uns.«

Dobson schaute Zamorra verächtlich an. »Das glauben Sie diesem Lügenmaul?«

»Warum nicht?«

»Der hat doch in Wirklichkeit keine Ahnung, wo wir uns befinden, Professor.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wetten, daß er am meisten überrascht sein wird, wenn der Urwald wider Erwarten doch mal ein Ende nehmen sollte?«

»Er kennt sich aus in dieser Gegend. Er war schon mal da.«

»Dann hat er aber ein verdammt schlechtes Erinnerungsvermögen, das sage ich Ihnen, Zamorra.«

»Ich glaube ihm, wenn er behauptet, daß wir es bald geschafft haben, daß die Strapazen nicht mehr lange dauern werden…«

Tony Dobson kniff die Augen zusammen. »Und ich sage Ihnen«, knurrte er ganz hinten in der Kehle, »daß das Unheil dann erst richtig losgeht, Zamorra! Denken Sie an meine Worte. Nach dem Urwald kommt die Schlucht des Todes!«

Zamorra schaute den Engländer erschrocken an. »Woher wissen Sie…?«

Dobson grinste verschlagen. »Ja, ja. Da staunen Sie, was? Ich habe euer Gespräch belauscht. Ich weiß, was uns nach dem Dschungel erwartet. Wenn wir den Urwald hinter uns haben, sind wir noch lange nicht gerettet!«

Zamorra schaute den Engländer durchdringend an. »Ich hoffe, Sie halten den Mund, Dobson!«

»Wieso?« fragte der Engländer herausfordernd.

»Fragen Sie nicht wieso!« herrschte Zamorra ihn an. »Sie sagen kein

Wort über die Schlucht, verstanden?«
»Und wenn doch? Ich bin ein Mensch, der sich anderen gern mitteilt.«
Zamorra fauchte: »Wenn Sie darüber sprechen, lernen Sie mich von meiner schlimmsten Seite kennen! Wünschen Sie sich das lieber nicht!«
Dobson lachte spöttisch. »Ist ja schon gut, Zamorra. Meinetwegen halte ich die Klappe. Diese armen Irren werden noch früh genug erfahren, was für ein Grauen sie in jener Schlucht erwartet!«

***

Bill Fleming wollte sich mit Zamorras Ende nicht so einfach abfinden.
Schwitzend rannte er mit Nicole Duval so lange kreuz und quer in der Nähe des Wracks herum, bis er fand, wonach er gesucht hatte: Spuren!
»Einige Passagiere haben die Katastrophe überlebt!« rief er aufgeregt aus.
Er hob den Kopf und schaute, wohin die Spuren führten. Sie hielten direkt auf die hoch aufragende Wand des Dschungels zu.
Nicole begann sofort wieder zu hoffen. »Vielleicht ist Zamorra dabei…«
»Das ist er, Mädchen!« tönte Fleming überzeugt. »Das ist er ganz bestimmt. Es war bestimmt seine Idee, in den Urwald zu gehen. Dort drinnen gibt es Nahrung, und die glühende Hitze kann ihnen nichts anhaben. Hier wären die Überlebenden wie die Fliegen umgefallen. Komm. Wir sehen uns das Ganze auf der Spezialkarte an!« schlug Bill vor.
Er nahm Zamorras Sekretärin bei der Hand und lief mit ihr zum Flugzeug zurück.
Nicole Duval warf einen nervösen, mißtrauischen Blick auf die verkohlten Wrackteile der Air-France-Maschine. »Lieber Himmel, mach daß Zamorra noch lebt!« seufzte sie leise.
Bill kletterte ins Flugzeug. Er half ihr hoch. Dann klatschte er die Spezialkarte vor sie hin und fuhr mit dem Finger darauf herum.
»Hier!« rief er aufgeregt aus. »Hier sind wir. Das ist die Stelle, wo die Air-France-Maschine liegt. Und da beginnt der Dschungel. Siehst du?«
»Ja«, sagte Nicole Duval aufgewühlt. »Eine Urwaldzunge, die sich in die Trockensavanne hineinschiebt.«
»Dahinter eine Schlucht.«
»Und dann kommt Kafantschan.«
»Etwa fünfzig Kilometer!« stellte Fleming fest. »Ich wette mit dir um deinen Chef, daß Zamorra mit den Überlebenden dieser Katastrophe Kafantschan anvisiert!«
»Um meinen Chef wette ich nicht!« sagte Nicole und schüttelte

ablehnend den Kopf.

»Wir müssen sofort Metrane informieren!« stieß Fleming aufgeregt hervor. Er schwang sich zum Funkgerät und rief den Franzosen in der Suchzentrale. »Hallo, Monsieur Metrane! Hier spricht Bill Fleming!«

»Ich höre, Mr. Fleming!« quakte es aus dem Kopfhörer.

»Wir haben den Jet gefunden!«

»Tatsächlich?« fragte Metrane aufgeregt. »Das ist wunderbar, Mr. Fleming. Gibt es Überlebende?«

Bill schilderte die Situation. Er sprach vom zerfetzten Wrack des Düsenclippers. Er erwähnte, daß er keine Leichen gefunden hatte, erwähnte aber die Spuren, die auf den Dschungel zuführten, und daß er vermutete, die Überlebenden würden versuchen, sich durch den Urwald zu schlagen, um Kafantschan zu erreichen.

Dann bat er Metrane, sämtliche Suchflugzeuge in die angegebene Gegend zu schicken.

Bill warf einen gehetzten Blick auf Nicole. Zweifel schimmerten in ihren Augen. Er versuchte sie zu zerstreuen, indem er sagte: »Ich lasse mich vierteilen, wenn Zamorra nicht unter den Überlebenden ist, Nicole!«

Noch einmal gab Fleming ganz genau seine Position an Metrane durch.

»Ich leite das sofort an alle Suchtrupps weiter!« versprach der Franzose.

»Tun Sie das!« rief Bill aufgeregt. »In ein paar Stunden muß hier der Himmel schwarz sein. Zugedeckt muß er sein von Suchflugzeugen! Es gilt immerhin einen verschollenen Freund zu finden!«

»Steigen Sie inzwischen wieder auf?«

»Natürlich. Wir werden versuchen, die Überlebenden vor Ihren Suchflugzeugen zu finden. Dann gehört der Erfolg uns ganz allein«, tönte Bill Fleming. Damit beendete er das Gespräch. Er machte die Maschine startklar, schaute Nicole an und meinte: »Ein Punkt bereits für uns, Mädchen. Und nun holen wir uns den zweiten Punkt. Halt aber die Daumen.«

»Behauptest du nicht immer, niemals abergläubisch zu sein?«

Bill schaute die Assistentin Zamorras rügend an. »In Situationen wie dieser klammert sich sogar ein Mann wie ich an jeden winzigen Strohhalm.«

***

Maurice Massenet hatte recht. Der Dschungel lichtete sich. Vereinzelt brachen Sonnenstrahlen wie Blitze durch das allmählich aufreißende Blätterdach.

Die Männer brauchten nicht mehr so oft mit dem Buschmesser zuzuschlagen. Die Bäume traten etwas zurück, wuchsen nicht mehr so

mächtig in den Himmel hinein, die Farne verloren sich…

Das Ende des Urwalds!

Niemand hatte so recht daran geglaubt. Jeder hatte Angst davor gehabt, furchtbar enttäuscht zu werden. Doch nun war es Gewißheit. Die Pein hatte ein Ende. Der Dschungel war bezwungen.

Sie fielen sich lachend um den Hals, ob sie nun zusammengehörten oder nicht. Sie waren glücklich, dieses kraftraubende Abenteuer überstanden zu haben.

Ehrfurcht gebietend ragten zwei riesige Tafelberge vor ihnen auf.

Genau in der Mitte klaffte die enge Schlucht, durch die Zamorra und die anderen hindurch mußten.

Ihr Anblick hatte etwas Unheimliches an sich. Drohend stand die Schlucht vor ihnen. Wie das offene Tor in den sicheren Tod. Doch die Freude darüber, den Urwald bezwungen zu haben, ließ bei den Leuten keinen Mißton aufkommen.

Ihre Freude war grenzenlos. Was sie geschafft hatten, darauf waren sie mächtig stolz. Das war eine Glanzleistung. Was nun noch auf sie zukam, konnte nur noch ein Spaziergang sein.

Der Missionar schlug eine längere Rast vor.

»Es hat keinen Sinn, im prallen Sonnenschein durch die Schlucht zu gehen«, sagte er. »Unsere Körper sind geschwächt. Die Hitze würde uns erschlagen. Dort drinnen regt sich kein Lufthauch. Diese Schlucht ist ein Brutofen. Da glühen die Knochen… Wir werden weitergehen, wenn die Nacht angebrochen ist.«

Niemand hatte gegen eine Rast etwas einzuwenden. Jeder war froh, die strapazierten Glieder schonen zu können, ihnen Ruhe zu verschaffen.

Sie suchten jeder einen schattigen Platz für sich und warteten auf den Abend, der sehr bald anbrach. Zamorra beschlich ein seltsames Gefühl, als der Tag zur Neige ging. Er konnte zwar nicht glauben, daß noch niemand aus der Schlucht herausgekommen war, der sie mal betreten hatte, aber irgend etwas schien damit tatsächlich nicht in Ordnung zu sein.

Yvonne Dorleac saß neben dem Professor.

»Wer hätte das gedacht«, sagte sie. »Wir haben eine Meisterleistung vollbracht, nicht wahr?«

»Ja, das haben wir.«

»Wenn wir wieder Anschluß an die Zivilisation gefunden haben, werden sie uns vor die Fernsehkameras zerren. Alle Welt wird unsere Gesichter kennen. Die Illustrierten werden uns unsere Stories abkaufen. Wir werden berühmte Leute sein, Professor.«

»Ist es Ihnen so wichtig, berühmt zu sein?«

Yvonne zuckte die Achseln und kaute weiter an ihrem Halm. »Ein bißchen rausgehoben werden aus der Masse der Anonymität stelle ich

mir ganz amüsant vor… Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, Professor.«

»Wer ist das heute nicht.«

»Ich bin in einer Stimmung… Ich könnte die ganze Welt umarmen, so glücklich bin ich darüber, daß wir das Schlimmste hinter uns haben.«

Yvonne hatte die Worte kaum ausgesprochen, da hörten sie einen furchtbaren Schrei.

Zamorra schossen in einer Hundertstelsekunde tausend Gedanken durch den Kopf: Willa Salik? Die Menschenfresser? Die Bestie mit den bernsteinfarbenen Augen…?

Alle starrten auf den Busch, hinter dem der gräßliche Schrei ausgestoßen worden war. Die Zweige zitterten. Das Blattwerk teilte sich.

Robert Holm wankte auf Zamorra zu.

»O Gott!« gurgelte er verzweifelt. Sein Gesicht war schrecklich verzerrt.

»Holm!« rief Zamorra beunruhigt aus.

»Gott nein! Nein! Nein!«

Holm torkelte näher. Und dann sahen sie es alle: Blut floß aus einer Halswunde. Jeder Herzschlag pumpte den roten Lebenssaft kräftig aus der Ader.

Sein Hemd tränkte sich damit. Er schwankte, blieb stehen, schaute völlig verstört in die ebenfalls verstörten Gesichter, die ihm starr zugewandt waren.

»Was ist passiert?« fragte Zamorra heiser.

»Carmen!« gurgelte Robert Holm.

»Was ist mit Carmen?«

»Sie… sie hat mich in den Hals gebissen!« Blutüberströmt brach der Deutsche zusammen.

***

Zamorra war wie die anderen erschlagen. Aber er fing sich am schnellsten wieder. Hastig gab er seine Anweisungen. Massenet sollte die Leute beisammenhalten. Yvonne sollte sich um die Wunde des Architekten kümmern.

»Und was tun Sie?« fragte Tito Bianco aufgewühlt.

»Ich suche das Mädchen!«

»Ich komme mit Ihnen!«

»Besser, Sie bleiben hier, Tito. Vielen Dank für Ihr Angebot.«

Zamorra rannte wieder zurück in den Busch. Carmen Corelli war verschwunden. Schaudernd dachte Zamorra an die gefährliche Bißwunde, die das Mädchen ihrem Verlobten zugefügt hatte. Dafür gab es nur zwei Erklärungen: Entweder Carmen war verrückt geworden, oder…

Die erste Möglichkeit schied Zamorra, der erfahrene Dämonenjäger, von vornherein aus.

Blieb das oder!

Großer Gott! Warum blieb uns das nicht erspart? dachte der Parapsychologe benommen.

Er blieb kurz stehen, um zu lauschen. Aus der Dunkelheit flog ihm ein verräterisches Rascheln zu.

»Carmen!« rief er. »Carmen! Wo sind Sie?«

Sie war ganz in seiner Nähe. Er konnte sie fühlen. Zwischen seinen Schulterblättern bildete sich eine unangenehme Gänsehaut. Plötzlich ein Kichern.

Ist sie doch wahnsinnig? fragte sich Zamorra.

»Carmen!« rief er in die Dunkelheit hinein.

Tappende Schritte. Zamorra durchbohrte die Finsternis mit den Augen. Plötzlich nahm er die schemenhaften Umrisse des Mädchens wahr.

»Carmen!« rief er erneut.

Sie blieb stehen. Zamorra ging auf sie zu. Sein Herz klopfte wie rasend.

»Carmen!«

»Hier, Professor. Hier bin ich! Hier! Hier. Hier…« Sie kicherte, als wäre ihr Geist total verwirrt. Er kam langsam auf sie zu. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Als er nur noch einige wenige Meter von ihr entfernt war, drehte sie sich blitzschnell um.

Was war aus dem hübschen Mädchen geworden!

Sie sah grauenerregend aus. Schrecklich haßglühende Augen starrten den Professor mordlüstern an.

Aus ihrem grausam geformten Mund troff das Blut ihres Verlobten. Lange, spitze Vampirzähne ragten aus dem blutroten Zahnfleisch.

Zamorra hatte diesen Anblick erwartet. Trotzdem prallte er einen Schritt davor zurück, als ihn die Erscheinung mit ihrer vollen Scheußlichkeit konfrontierte.

Carmen Corelli – ein Vampir!

»Der Himmel steh mir bei!« stieß Zamorra aufgeregt hervor.

Carmen lachte schrill. Eiskalte Schauer überliefen den Professor.

***

»Der Himmel kann dir nicht mehr helfen, Zamorra!« fauchte das Mädchen aggressiv.

»Wie konnte so etwas geschehen?« fragte Zamorra verdattert.

Carmen Corelli lachte wieder schrill. »Ich werde dein Blut trinken, Zamorra! Ich habe Roberts Blut getrunken. Es hat mir geschmeckt. Und nun bist du an der Reihe!«

Unvermittelt griff sie ihn an.

Man durfte sich von ihrem Äußeren nicht täuschen lassen. Sie war kein zartes, liebenswertes Mädchen mehr. Sie war eine Bestie. Gefährlich wie der Teufel selbst.

Sie war ein Dämon, der in die Haut eines attraktiven, zerbrechlich wirkenden Mädchens geschlüpft war. Und sie war alles andere als zerbrechlich.

Fauchend flog sie auf Zamorra zu. Das Blut auf ihren geifernden Lippen war widerlich. Sie wollte sich sogleich in Zamorras Hals verbeißen, wollte ihm die langen, dolchartigen Zähne tief ins Fleisch graben, aber Zamorra brachte sich mit einem jähen Sprung vor ihr in Sicherheit. Hart schlug ihr Gebiß aufeinander.

Der Professor schauderte.

Carmen setzte zum nächsten Angriff an. »Du entkommst mir nicht, Zamorra!« zischte sie. »Du bist verloren. Alle sind verloren! Alle, die den weiten Weg durch den Dschungel gegangen sind. Sie haben ihr Ende erreicht!«

Sie lachte so schrill, daß Zamorra der blanke Haß packte. Er wich keinen Schritt mehr vor dem Vampir zurück, er hob die Fäuste und stellte sich zum Kampf.

Carmen packte ihn an den Schultern.

Eisenzangen waren ihre Finger. Er hob sie aus und schleuderte sie zu Boden.

Sie war sofort wieder auf den Beinen.

Ihre Hand klatschte in sein Gesicht. Der Hieb war so kraftvoll, daß Zamorra zu Boden geworfen wurde. Seine Wange brannte wie Feuer. Über dem Jochbein war die Haut aufgeplatzt. Blut sickerte aus der Wunde.

Als Carmen das Blut des Professors sah, wurde sie verrückt vor Gier. Hechelnd kam sie heran. Aufgeregt leckte sie sich die Lippen.

Ihre Augen funkelten schrecklich.

Als sie zum zweitenmal zubeißen wollte, warf sich Zamorra blitzschnell zur Seite. Diesmal verfehlten ihn ihre scharfen Vampirzähne nur um Haaresbreite.

Panik stieg in Zamorra hoch.

Er schlug mit der Handkante zu.

Jeden anderen hätte dieser gewaltige Karatehieb umgebracht.

Doch Carmen zeigte überhaupt keine Wirkung. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß in ihrem Körper ein schrecklicher Dämon saß, dann hätte das vollauf gereicht.

Mit brennenden Lungen rappelte sich Zamorra auf.

Carmen packte seine Beine. Er fiel. Schon war sie kreischend über ihm. Ihre Haare sträubten sich. Kreideweiß wurde ihr Gesicht. Sie war sich ihres Opfers absolut sicher.

Zamorra schien verloren zu sein.

Eine schreckliche Glut sprang in ihre Augen. Sie hockte schwer wie ein Felsen auf Zamorras Brust. Er konnte sich nicht mehr erheben. Lachend und keuchend beugte sie sich ganz langsam zu ihm herab.

Kalter Schweiß sickerte aus Zamorras Poren.

Kälte ging von ihrem Körper auf den seinen über. Er war wie gelähmt. Zehn Zentimeter war das Gesicht der Bestie noch von seinem Hals entfernt.

Ihr eiskalter Todeshauch berührte ihn bereits.

Seine zuckenden Finger krallten sich um morsche Äste. Sowohl die linke Hand als auch die rechte umschloß je einen solchen Ast.

Buchstäblich im allerletzten Augenblick kam Zamorra die rettende Idee.

Er riß die beiden Äste hoch, legte sie übereinander, bildete damit ein Kreuz, und dieses Kreuz preßte er mitten in das schaurige Antlitz des gefährlichen Vampirs.

Carmen brüllte entsetzlich auf.

Sie schnellte von seiner Brust. Endlich konnte er wieder einige befreiende Atemzüge tun. Ihre bleichen Hände lagen auf dem Gesicht.

Sie kreischte und heulte, als hätte sie furchtbare Schmerzen.

Atemlos kam Professor Zamorra auf die Beine.

Carmen taumelte. Die Berührung mit dem Kreuz hatte sie furchtbar geschwächt. Sie machte einige unsichere Schritte. Dann krallte sie sich an einem Busch fest.

Der Busch gab nach. Sie fiel ächzend um.

Ohnmächtig lag sie auf dem Rücken. Ihr Gesicht war immer noch grausig anzusehen. Die langen Zähne gruben tiefe Kerben in ihre blutbesudelte Unterlippe.

Was jetzt kam, ging Zamorra gegen den Strich. Er wußte, daß er keine andere Wahl hatte. Er mußte Carmen vernichten. Und das konnte er nur auf eine Art tun: Er mußte ihr einen hölzernen Pfahl durch das Herz stoßen.

Es widerte ihn an, zu dieser Vernichtungsmethode zu greifen.

Aber Carmen mußte sterben.

Sie war nicht mehr zu retten.

Sie war kein harmloses Mädchen mehr.

Sie war ein Vampir. Und sie würde versuchen nacheinander alle zu töten, die mit ihr den beschwerlichen Marsch durch den Dschungel gemacht hatten.

Atemlos riß Zamorra sein Messer heraus.

Ich wollte, es wäre mir erspart geblieben! dachte er. Und er erinnerte sich wieder jener Bestie mit den bernsteinfarbenen Augen. Er hatte den Eindruck gehabt, eine große schwarze Fledermaus zu sehen. Vampire können sich in Fledermäuse verwandeln. Hier bestand ein Zusammenhang. Carmen mußte das Opfer dieses unheimlichen

Teufels geworden sein…
Grimmig schnitt Zamorra einen dicken Ast ab.
Es fiel ihm schwer, sich einzureden, in diesem Mädchen stecke der Teufel. Sie war bildschön. Ein verdammt trügerisches Bild.
Langsam spitzte Zamorra den Pfahl. Carmen lag immer noch reglos auf dem Boden. Eiskalte Schauer durchliefen den Professor. Es muß sein! sagte er sich immer wieder. Es muß sein. Schalte ab. Tu deine Pflicht.
Rette die anderen.
Rette sie, indem du diesem Dämon das Leben nimmst. Nervös trat Zamorra an die Ohnmächtige heran. Er schluckte mehrmals. Dann setzte er die Spitze des Pflocks unter der linken Brust an.
Benommen stand er da.
Ich kann es nicht! schrie es in ihm. Ich bringe es nicht fertig, diesen prachtvollen Körper zu zerstören. Mein Gott, hilf mir. Steh mir bei!
Gib mir die Kraft, die ich brauche, um das Böse in diesem Körper zu vernichten!
Er begann vor Erregung zu zittern.
Er mußte den Pfahl absetzen. Mit einemmal waren seine Hände so sehr entkräftet, daß er das Holz kaum mehr in den Fingern halten konnte. Erneut setzte er die Spitze an.
Da schlug das Mädchen die Augen auf.
Ihr haßerfüllter Blick traf Zamorra. Wütend preßte er die Kiefer zusammen. Und dann lehnte er sich mit dem ganzen Gewicht auf den hölzernen Pfahl.
Ihren Todesschrei würde Professor Zamorra wohl nie mehr vergessen können.

***

Völlig erschöpft kehrte Zamorra zu den anderen zurück. Sie blickten ihn fragend an. Sie hatten Carmen schreien gehört, niemand wagte es aber, eine Frage an ihn zu richten. Und er schwieg.
Mit schlurfenden Schritten begab er sich zu Robert Holm. Der große Blutverlust hatte dem Architekten das Bewußtsein geraubt.
Unbeweglich lag er da. Yvonne bemühte sich um ihn.
Zamorra legte ihr müde seine Hand auf die Schulter.
Sie schaute ihn mit sorgenvoller Miene an. Er schüttelte kaum merklich den Kopf und meinte, die Mühe könne sie sich sparen. Die Stewardeß erschrak.
»Meinen Sie, er wird nicht durchkommen, Professor?«
»Er kann nicht durchkommen«, sagte Zamorra heiser.
»Weshalb nicht?«
»Er ist verloren. Wir können nichts mehr für ihn tun.«
»Gott, wie Sie das sagen.«.

»Tut mir leid«, knurrte Zamorra. So elend wie an diesem Tag hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt.
Carmen und ihr Verlobter!
Zwei Menschen, die er in sein Herz geschlossen hatte, für die er sich in Stücke hätte reißen lassen. Ausgerechnet diese beiden sympathischen Menschen hatte es treffen müssen.
Zamorra konnte es nicht verstehen.
Er war wütend, weil er den beiden nicht helfen konnte. Er knirschte mit den Zähnen und schaute sich nach einem weiteren Pfahl um.
Als er ihn zuspitzte, sprang Modest Jurinac erschrocken auf.
»Himmel, Zamorra! Was haben Sie vor?«
Der Professor schluckte den würgenden Kloß hinunter und sagte tonlos: »Ich muß den Jungen töten.«
Der Dirigent starrte Zamorra an, als hätte dieser seinen Verstand verloren.
»Das… das ist doch nicht Ihr Ernst!« stammelte er.
»Doch. Es ist mein vollster Ernst.«
»Sie können Holm doch nicht einfach umbringen! Das ist Mord, Zamorra. Er ist verletzt. Er hat sehr viel Blut verloren…«
»Ja!« schrie Zamorra gereizt. »Das hat er allerdings. Und wissen Sie auch, wieso?«
»Seine Braut hat ihn in den Hals gebissen!«
»Seine Braut war ein Vampir!« schrie Zamorra dem Komponisten ins Gesicht. »Begreifen Sie, was das heißt? Wissen Sie überhaupt, was ein Vampir ist?«
Jurinac reckte sein Kinn trotzig vor. Ärgerlich stellte er die Behauptung auf: »Es gibt keine Vampire, Zamorra! Machen Sie sich nicht lächerlich!«
Zamorra packte Jurinac ungestüm am Arm und riß ihn mit sich. Er kniete neben Holm nieder und schob dessen Oberlippe nach oben.
»Sehen Sie sich seine Augenzähne an, Jurinac.«
»Sie sind etwas länger als die anderen Zähne.«
»Richtig.«
»Deshalb ist dieser Junge doch noch lange kein Vampir.«
»Verdammt noch mal, er hatte die regelmäßigsten Zähne, die ich jemals gesehen habe!« schrie Zamorra aufgebracht. »Einer gleich lang wie der andere. Und nun sind die Augenzähne länger. Sie sind gewachsen, Jurinac. Wie lange liegt er schon hier?«
»Fünfzehn Minuten vielleicht.«
»Sehen Sie. Und in diesen fünfzehn Minuten sind seine Augenzähne um fünf Millimeter größer geworden. In weiteren fünfzehn Minuten sind das lange, dolchartige Zähne, mit denen er uns alle töten kann!«
Jurinac schüttelte heftig den Kopf.
»Das glaube ich Ihnen nicht, Zamorra.«

Zamorra wollte sich nicht mehr streiten. Er winkte lustlos ab.
»Ach, glauben Sie doch, was Sie wollen.«
Jurinac blies sich auf. »Ich werde verhindern, daß Sie an diesem Jungen einen grausamen, kaltblütigen Mord begehen?«
Zamorra kniff die Augen gereizt zusammen. »Verdammt, Jurinac, ich rate Ihnen, gehen Sie mir aus dem Weg. Lassen Sie mich meine verdammt Arbeit tun!«
»Es ist Mord!«
»Es ist die Erlösung für Holm!«
»Mord ist es und bleibt es. Und ich werde nicht tatenlos zusehen…«
»Teufel noch mal, wieso begreifen Sie denn nicht, daß das hier nicht mehr jener sympathische Junge ist, den wir alle gemocht haben? Robert Holm trägt die Infektion des Bösen in sich! Seine Seele wird erst dann Frieden finden, wenn ich ihm diesen Pfahl durchs Herz gestoßen habe! Tu' ich's nicht, wird er sich von unserem Blut ernähren, und wir werden alle solche Bestien werden wie er! Möchten Sie das, Modest Jurinac? Möchten Sie tatsächlich auch ein Vampir werden? Ein Untoter, der ruhelos durch die Nacht streicht, auf der Suche nach einem Opfer…«
Es gelang Zamorra schließlich, Jurinac von der Wichtigkeit seines Tuns zu überzeugen.
Der Professor schickte alle weg.
Keiner sollte ihm dabei zusehen. Als sie ihn mit dem Deutschen allein gelassen hatten, seufzte Zamorra: »Es tut mir furchtbar leid, mein Junge, daß es so kommen mußte. Wir sind in dieser kurzen Zeit, die wir zusammen in der grünen Hölle verbrachten, gute Kameraden geworden. Deshalb werde ich dir diesen letzten Dienst erweisen. Obgleich es mir schrecklich schwerfällt und mir das Herz bricht.«
Mit zusammengepreßten Kiefern setzte er den Pfahl an.
Kaum war Holm tot, da entspannten sich seine Züge. Und die schrecklichen Eckzähne bildeten sich Augenblicke später wieder zurück.
Er hatte seinen Frieden gefunden.

***

Plötzlich fiel es Zamorra wie Schuppen von den Augen. Unbewußt hatte sein Geist mit Puzzlesteinchen gespielt, mit denen er lange Zeit nichts hatte anfangen können. Doch nun paßten die Teilchen haargenau zusammen. Ein Bild war entstanden.
Mit einemmal kannte sich Zamorra haarklein aus.
Dobson! Tony Dobson! Hier rundete sich das Bild ab. Der Engländer war zurückgeblieben und Opfer eines Vampirs geworden. Deshalb sah er auch so schrecklich blaß und schwach aus.
Dobson! Ein Opfer des Vampirs! Dadurch selbst zum Vampir

geworden!
Seine Gier nach Blut hatte ihn hinter ihnen hergetrieben. Er hatte Carmen nicht geküßt, wie Holm angenommen hatte, sondern er hatte sie in den Hals gebissen und ihr Blut getrunken. Niemand hatte es gemerkt, und Carmen hatte geschwiegen, weil sich die Opfer von Vampiren im allgemeinen nach dem Tod sehnen wie die Süchtigen nach Rauschgift. Und Carmen – mittlerweile ebenfalls zum Vampir geworden – hatte an diesem Abend ihren Verlobten angefallen…
Hier schloß sich der Kreis.
Dobson!
Zamorra mußte sich den Burschen kaufen, bevor er noch mehr Unheil anrichten konnte. Er eilte zu den anderen. »Wo ist Dobson?« fragte er schneidend.
Einer schaute den anderen an. Keiner wußte, wo Tony Dobson steckte. Jeder schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Zamorra erklärte den Leuten die gefährlichen Zusammenhänge, und daß sie so lange nicht in Sicherheit waren, solange Tony Dobson in ihrer Mitte weilte oder irgendwo um sie herumschlich.
Langsam stellten sich alle auf die drohende Gefahr ein, es gab keine Zweifler mehr. Auch Modest Jurinac begann das Schreckliche zu akzeptieren.
Es gab Vampire!
Und sie befanden sich alle in einer tödlichen Gefahr, solange Dobson noch am Leben war.
Zamorra befahl den Männern, recht seltsame Waffen zu basteln: Ein hölzernes Kreuz und ein Pfahl mit schlanker Spitze. Hinterher machten sie sich – solcherart bewaffnet – auf die Suche nach Dobson. Zamorra war sicher, daß er sich nicht allzuweit in den Wald zurückgezogen hatte. Er war gierig, wollte Blut haben. Deshalb würde er immer in ihrer Nähe bleiben!
Der Parapsychologe schärfte allen Männern ein, sich niemals von ihrem hölzernen Kreuz zu trennen.
Solange sie damit bewaffnet waren, konnte ihnen Dobson nichts anhaben, doch wehe, wenn sie es weglegten oder verloren. Dann konnte ihnen keine Macht dieser Welt mehr helfen.
Diese Worte genügten. Fest prägte sich der Wille der Männer in ihre Gesichter.
Suchend durchkämmten sie den Wald.
Zamorras Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Er hörte die Schritte der anderen, wie sie durch das Unterholz streiften. Er wünschte ihnen alles Glück dieser Erde. Das Böse sollte kein weiteres Opfer mehr finden.
Sie entfernten sich immer weiter von den Frauen. Zamorra kamen Bedenken. War es klug gewesen, die Mädchen allein zurückzulassen?

Ohne männlichen Schutz!

Nervös wandte er sich um. Eine innere Unruhe erfaßte ihn. Dobson konnte einen Haken geschlagen haben. Er konnte bereits auf dem Weg zu den Mädchen sein. Nicht auszudenken, wenn er über sie herfiel.

Zamorra trieb sich zu größter Eile an.

Plötzlich entdeckte er einen Schatten. Dobson! Das konnte nur Dobson sein!

Geduckt huschte der Vampir dorthin, wo sich die Frauen befanden.

Zamorra begann zu rennen. Schlinggewächse wollten ihn zu Fall bringen, er riß sich davon los, keuchte weiter. Dicke Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn.

Er peitschte sich vorwärts. Äste geißelten sein Gesicht. Er achtete nicht darauf. Atemlos hetzte er hinter dem gefährlichen Vampir her.

Plötzlich war Dobson verschwunden!

Zamorra hatte das Gefühl, eine Eisfaust würde sich um sein Herz schließen. Keuchend suchte er Tony Dobson. Da hörte er das Fauchen. Zamorra erstarrte. Dobson schnellte hinter einem dicken Baumstamm hervor, stand genau vor Zamorra und funkelte ihn mit seinen blutgierigen Augen gereizt an.

»Du bist ein verdammt schlauer Bursche, Zamorra!« zischte er wütend. Lang und blitzend ragten die Vampirzähne aus seinem Mund.

»Aber all deine Klugheit wird dir nichts nützen! Die Kräfte des Bösen wohnen in mir! Sie werden dich vernichten!«

Dobson wuchtete sich vorwärts.

Zamorra ließ den Angreifer leerlaufen.

Dobson lachte. »Gut. Wirklich gut für den Anfang, Zamorra!«

Erneut griff Dobson an. Der Professor kassierte einen gewaltigen Schlag gegen die Rippen. Ihm war, als würde seine Lunge zerplatzen. Er knallte gegen einen Baum.

Dobson riß die Arme hoch und wollte ihm an die Kehle fahren.

Da drosch ihm Zamorra das Holzkreuz auf die Finger. Der Vampir riß entsetzt die Arme zurück und stieß ein schreckliches Geheul aus.

Nun kamen die anderen Männer gelaufen.

Sobald sie da waren, bildeten sie einen Kreis um Dobson. Der Vampir stand fauchend, mit blutunterlaufenen Augen in ihrer Mitte.

Er drehte sich wie ein Kreisel. Nirgendwo konnte er ausbrechen.

Überall hielt man ihm ein Kreuz entgegen. Der Anblick allein machte ihn halb wahnsinnig.

»Preßt ihm eure Kreuze auf den Leib!« rief Zamorra.

»Nein!« schrie Dobson entsetzt. »Das könnt ihr nicht tun! Das dürft ihr nicht tun!«

Sie stürzten sich auf ihn. Dobson jaulte und tobte. Er wand sich unter unsäglichen Qualen. Von allen Seiten drückten sie ihm das Kreuz gegen den zuckenden Körper.

Das war zuviel für ihn. Gurgelnd ging er zu Boden.

Zamorra bereitete ihm ein schnelles Ende.

***

Etwas Drohendes ging von den steil aufragenden Wänden der Todesschlucht aus. Unheil schien hier zu wohnen. Maurice Massenet hatte kurz nach Dobsons Ende zum Aufbruch gedrängt. Niemand hatte dem Missionar widersprochen. Jeder war froh, endlich den Dschungel hinter sich lassen zu können. Übermüdet schleppten sie sich in die finstere Tiefe der Schlucht hinein.

Sie standen alle noch unter dem Einfluß des letzten und bisher schwersten Schocks.

In der Ferne erklang das klagende Geheul von Hyänen. Yvonne ging fröstelnd neben Zamorra. Schaurig brach sich das Heulen der Tiere an den steilen Wänden der Schlucht.

»Unheimlich, was?« flüsterte Yvonne nervös. Sie schaute sich immer wieder unsicher um, als erwarte sie, von jemandem angegriffen zu werden.

»Ich finde, im Urwald war es schlimmer«, sagte Zamorra.

Die Stewardeß seufzte. »Wenn wir das alles gut überstanden haben, stifte ich hundert Kerzen in der Kirche.«

Gegen Mitternacht hatten sie schon fast die Mitte der Schlucht erreicht. Tito Bianco fiel auf, daß der Missionar von Minute zu Minute unruhiger wurde. Der Mann schaute links und rechts die Wände hoch, als würde er jemanden oder etwas suchen.

Das kam dem Italiener recht eigenartig vor. Massenet zitterte auch am ganzen Körper. Eine weitere Stunde verging. Da wollte Bianco endlich wissen, was den Missionar so schrecklich aufregte.

»Ist etwas nicht in Ordnung, Massenet?« fragte er heiser.

Der Missionar blieb abrupt stehen, als hätte er auf diese Frage gewartet. Er schaute Bianco triumphierend an.

Sein Gesicht hatte sich verändert.

Nichts Gütiges lag mehr in seinen Zügen. Seine Augen blickten erschreckend böse. Sein Mund war zu einer dünnen, grausamen Linie geworden.

Und nun stieß er ein Lachen aus, das allen das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Nun brauche ich mich nicht mehr länger zu verstellen!« rief er den Umstehenden zu. Er stemmte seine Fäuste in die Seiten. »Ich habe mein Ziel erreicht. Ihr Dummköpfe. Ich war nie Missionar. Nicht zwei Flugzeugentführer hat es gegeben, sondern drei! Harry Crosby! Tammany Fields! Und Maurice Massenet! Wir bekamen den Auftrag, ein vollbesetztes Flugzeug zu entführen, und wir haben es getan. Leider hat es dabei eine Panne gegeben. Von hundertdreißig

Menschen blieben nur eine Handvoll übrig. Ihr alle seid auf meine harmlose Visage hereingefallen. Auch Sie, Zamorra. Als Crosby und Fields nicht mehr am Leben waren, übernahm ich es, euch hierherzubringen, denn dies hier ist euer eigentliches Ziel! Hier endet euer Weg! Hier, im Tal des Todes!«

»Von wem habt ihr den Auftrag bekommen, das Flugzeug zu entführen?« fragte Zamorra scharf. Nach all den gefahrvollen Situationen, die sie gemeistert hatten, stellte sich vor ihnen nun die letzte große Hürde in den Weg.

»Der Auftrag kam vom Meister!« sagte Massenet ehrfürchtig.

»Und dieser Meister ist ein Vampir!« sagte Zamorra.

»Sehr richtig. Er zahlt mit purem Gold für jeden von euch. Er braucht Blut. Aber kein Mensch wagt sich mehr in diese Gegend. Deshalb verfiel er auf die Idee, sich Menschen aus einem Flugzeug zu holen. Ihr seid verloren, Freunde! Nun gibt es kein Entrinnen mehr für euch. Diese Schlucht ist mit magischen Fallen abgesichert. Aus ihr kommt keiner raus, wenn der Meister es nicht will!«

»Er hat uns auf unserem Weg durch den Dschungel begleitet, nicht wahr?« sagte Zamorra.

»Allerdings. Er war immer in unserer Nähe«, kicherte Massenet.

»Und er hat sich Dobson geholt, weil er seine Gier nach Blut nicht mehr bezähmen konnte.«

»Auch das ist richtig, Zamorra.« Massenet rieb sich die Hände.

»Ich werde reich sein. Ich werde einen Berg von Gold besitzen. Es war gewiß kein leichter Job, euch alle hierherzulocken. Aber ich habe es geschafft. Und der Meister wird mich dafür fürstlich entlohnen.«

»Du wirst vom Gold deines gottverdammten Meisters nichts mehr haben!« plärrte Tito Bianco außer sich vor Wut. Er faßte nach einem Stein, stürmte auf Massenet los und erschlug ihn mit einem einzigen wuchtigen Hieb.

Plötzlich brandete ein schauriges Gelächter auf. Es war kaum verklungen, da rief eine donnernde Stimme: »Selbst der Tod meines Dieners kann euch nicht mehr retten!«

Zamorra nickte Bianco zu: »Das war er.«

***

Sie entdeckten im unteren Drittel der Schluchtwand eine Höhle. Ein schlanker Mann stand davor. Soeben spannte er die Arme aus, sie wurden zu Flügeln, er verwandelte sich in eine riesige Fledermaus, hob vom Felsen ab und segelte flatternd auf die kleine Gruppe von Leuten zu.

»Runter!« schrie Zamorra. »Legt euch flach auf den Boden!«

Alle taten es. Nur eine Frau war nicht schnell genug. Der Vampir packte sie mit seinen kräftigen Klauen. Sie kreischte schrill auf.

Zamorra wollte aufspringen und die Frau dem Vampir entreißen, doch er kam zu spät.

Das grelle Geschrei der Frau jagte schaurig durch die Schlucht. Die mächtige Fledermaus verschwand mit ihrem Opfer in der Höhle.

»Glauben Sie jetzt, daß es Vampire gibt?« fragte Zamorra den Dirigenten grimmig.

»Was sollen wir tun?« fragte Bianco bebend. »Der Kerl wird sich einen nach dem anderen holen…«

»Angriff ist die beste Verteidigung!« behauptete Modest Jurinac.

Zamorra war überrascht, das aus seinem Mund zu hören. Er nickte.

»Sie haben recht, Jurinac. Wir dürfen nicht warten, bis er zurückkommt. Wir müssen zu seiner Höhle hinaufklettern und versuchen, ihn da zu vernichten.«

Sie machten sich sofort auf den Weg.

Wieder bewaffneten sie sich mit ihren Holzkreuzen und mit Pfählen, die sie nicht weggeworfen hatten, nachdem Tony Dobson gestorben war.

Es war ein beschwerlicher Aufstieg, eine gefährliche Klettertour, aber sie schafften es alle. In jedem kochte ein unbändiger Haß.

Sie alle wußten, daß ihr Leben an einem seidenen Faden hing.

Erst wenn sie diesen Vampir vernichtet hatten, würden sie überleben.

Zamorra erreichte die Höhle als erster. Die vom Vampir geraubte Frau schrie gellend um Hilfe. Sie drangen sogleich in die Höhle ein.

Ein Labyrinth tat sich vor ihnen auf. Fackeln brannten an den Wänden. Sie erreichten einen großen Raum. Hier fanden sie die Frau. Sie war halb wahnsinnig vor Angst. Zamorra untersuchte sie schnell.

Der Vampir hatte noch nicht von ihrem Blut getrunken.

»Dem Himmel sei Dank!« stieß der Professor seufzend hervor.

»Müssen wir sie…?« begann Jurinac eine Frage, die er nicht zu Ende bringen konnte.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Nein. Sie ist dem Bösen noch nicht verfallen.« Einer der Männer kümmerte sich um die Weinende.

Plötzlich schrie Bianco auf. Er hatte den Vampir entdeckt. Gemeinsam jagten sie hinter der blutgierigen Bestie her. Der Vampir lockte sie in sein Labyrinth. Da er sich hier drinnen hervorragend auskannte, konnte er sie immer wieder an der Nase herumführen. Es gelang ihm fast mühelos, sie stets dann abzuschütteln, wenn sie dachten, ihn endgültig gestellt zu haben.

»Ein verfluchter Hund ist das!« knirschte Bianco.

Zamorra blickte auf seine Uhr. »In einer halben Stunde geht die Sonne auf«, sagte er.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sonnenlicht tötet den Vampir.«

»Wieso konnte dann Dobson leben?«

»Er blieb stets im Schatten, war immer im Dschungel!«

Auf der Suche nach dem gefährlichen Vampir fanden sie dessen Schlafstätte: Ein steinerner Sarkophag, reich mit Ornamenten verziert. Zamorra legte mit Steinen ein Kreuz in den steinernen Totenbehälter.

»Warum tun Sie das?« fragte ihn Bianco neugierig.

»Hier schläft er tagsüber. Dieses Kreuz hindert ihn aber daran, sich in den Sarkophag zu legen…«

Bianco grinste. »Wir werden ihn jagen, bis er vor Erschöpfung auseinanderfällt.«

Jurinac entdeckte den Vampir wieder. Mit ihren Holzkreuzen trieben sie ihn durch die Höhle. Das Monster mit den bernsteinfarbenen Augen stieß gräßliche Laute und schrille Verwünschungen aus.

Aber die Bestie mußte Schritt für Schritt zurückweichen.

Er merkte zu spät, daß sie ihn mitten hinein in die Strahlen der aufgehenden Sonne trieben. Erst als er auf der großen Felsennase vor der Höhle stand und die Sonne ihn mit voller Wucht durchbohrte, stieß er wahnsinnige Schreie aus.

Er verbrannte bei lebendigem Leibe.

Sein Todeskampf war schrecklich anzusehen.

Seine Haut wurde grau. Blasen bildeten sich. Brandblasen, die nacheinander aufplatzten. Staub flog heraus. Vor den Augen der erstarrten Männer zerfiel der zuckende Vampir mehr und mehr. Er sank auf die Knie. Dann kippte er zur Seite. Ein letztes schauriges Röcheln drang noch aus seinem zerbröckelnden Mund. Dann brach sein Brustkorb ein.

Zuletzt blieb nichts mehr von ihm übrig, als anthrazitfarbener Staub.

Und den ergriff der Wind, um ihn weit durch die Schlucht, dem fernen Urwald zuzutragen…

Motorenlärm.

Ein Flugzeug tauchte auf. Es flog so tief, daß Zamorra die Gesichter von Nicole Duval und Bill Fleming erkennen konnte. Sein Herz machte einen Sprung. Lachend stand er da, wo zuvor der Vampir gestorben war. Er ruderte mit den Armen kräftig durch die Luft und brüllte sich die Lunge aus dem Leib.

Und Bill Fleming wackelte mit den Tragflächen, um ihm zu zeigen, daß er ihn entdeckt hatte.

Später trafen zwei Helikopter ein.

Die Überlebenden wurden hundemüde, aber überglücklich nach Kafantschan geflogen.

Dort schloß Zamorra seine Assistentin und seinen Freund in die Arme.

Und sie schämten sich alle drei der Tränen nicht, die in ihren Augen glänzten…

ENDE